



Adalbertus

Zeitschrift für ostmitteleuropäische Begegnung

Herausgegeben von

Adalbertus-Werk e.V.
Bildungswerk der Danziger Katholiken

Adalbertus-Jugend
Katholische Jugend aus Danziger Familien

forum



INHALT

Adalbert Ordowski Monate der Veränderungen	2
Pater Diethard Zils OP Die fünfzig Tage von Ostern – Geistliches Wort	2
Pater Roman Deyna OFM Conv. Allen aber, die ihn aufnahmen, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden – Geistliches Wort	4
Brigitte und Alfred Ordowski „Nur die Liebe ist schöpferisch“	5
Gemen 2007 – Migration – Integration: Weggehen und Ankommen im neuen Europa	8
Nina Henseler Das Jugendprogramm Gemen 2007	8
Deike Schicho Ein Tag in Münster	10
Adalbert Ordowski Fleißig wie Deutsche, phantasievoll wie Polen Zum Referat von Tanja El-Cherkeh	13
„Wir sind Zaungäste der Debatte“ Zum Referat von Adam Krzemiński	15
Steffen Hauff Migration hat immer viele Gründe Interviews, Erfahrungsberichte, Arbeitskreise	16
Musik und Migration in Ostmitteleuropa Referat von Heike Müns	18
Arndt Brede Zwischen Anpassung und Parallelgesellschaft Zum Referat von Christoph Nick	20
Parallelgesellschaften in Osteuropa Zum Referat von Gerhard Gnauck	22
Georg Domansky Gelungene Integration? Interviews und Arbeitskreise	24
Gertraud Heinzmann Heimat – Vaterland – Zuhause Zum Referat von Gerhard Erb	27
Adalbert Ordowski Heimat – kein Privileg Vertriebener „Man muß weggehen können und doch sein wie ein Baum: als bliebe die Wurzel im Boden...“ Referat von Mechthild Baumann	30
Gottesdienste	35
Ingrid Henseler Auch wir sind manchmal Fremde – Kinder in Europa – Kinderprogramm	36
Ein Bilderbogen – Von Mittwoch bis Sonntag	38, 39
Brigitte Ordowski Ausflug der ausländischen Gäste	40
Gemen-Nostalgiepuzzle / Literatur	41
Georg Drost, Wolfgang Nitschke Zeichen der Versöhnung zwischen Deutschen und Polen	42
Sommerschule des Deutschen Polen-Instituts	43
Maria Piotrowicz, Barbara Wituszyńska Lichtblicke – Die Suche nach dem Grab	44
Norbert Matern Neuer Seelsorger für die Deutschen aus Russland	44
Wolfgang Nitschke Der Streit um ein „Zentrum gegen Vertreibungen“ ist beigelegt	45
Erzbischof Dr. Zollitsch	46
Glückwünsche / Impressum / Personalien	47, 48
Zum Gedenken / Veranstaltungen	49, 50
Willi Wilczek Wissenswertes über Europa	51

ZUM TITELBILD: Das Emblem des 61. Gementreffens, eingebettet in die Fahnen sämtlicher europäischer Länder. Wissenswertes über die Länder und Grenzen Europas lesen Sie auf den Seiten 51 und 52.

Monate der Veränderungen

Über sieben Monate sind seit dem 61. Gementreffen vergangen. Nun erscheint endlich auch die 40. Ausgabe des *adalbertusforums*. Eigentlich sollte das Heft schon zum Weihnachtsfest ausgeliefert werden, nun erscheint es erst Ostern, da bei der Herstellung eine Reihe organisatorischer und personeller Probleme aufgetreten sind.

In der Zwischenzeit hat sich viel ereignet: In Polen regiert mit Donald Tusk ein neuer Ministerpräsident, mit dem die Hoffnung auf ein Ende der deutsch-polnischen Eiszeit verbunden wird; die Schaffung eines Zentrums gegen Vertreibungen in Berlin ist beschlossene (und in Polen akzeptierte) Sache, die Ära Karl Kardinal Lehmanns in der deutschen Kirche ist zu Ende, und mit Erzbischof Robert Zollitsch hat ein (heimatvertriebener) Donauschwabe dessen Nachfolge angetreten. Im Kloster Niepokalanów begingen die Franziskaner den 25. Jahrestag der Heiligensprechung von Pater Maximilian Kolbe, zu dem auch das Adalbertus-Werk e.V. eingeladen und mit der größten deutschen Delegation vertreten war. Und: In Europa gibt es mit dem Kosovo einen neuen Staat. Auch diese Ereignisse finden ihren Widerhall im vorliegenden *adalbertusforum*. Gleichwohl steht die Berichterstattung über

das 61. Gementreffen im Mittelpunkt. Auch das Folgetreffen nach einem großen Jubiläum konnte hohen Ansprüchen an Inhalt, aber auch an die Teilnehmerzahl genügen. Sicherlich hat sich die bewährte Grundstruktur des Treffens kaum verändert, und doch sind ein paar zukunftsweisende Neuerungen umgesetzt worden: Erstmals wurde der traditionsreiche Wortgottesdienst als Abschlussfeier am Sonntagabend begangen. Dadurch

Das Adalbertus-Werk e.V. und die Adalbertus-Jugend wünschen allen Lesern des adalbertusforums Gottes Segen zum Osterfest

konnte die Abfolge, die beim Jubiläumstreffen gut angekommen war – das Festhochamt am Samstagabend und die Festliche Stunde am Sonntagvormittag – beibehalten werden. So wird es auch beim 62. Gementreffen sein, ebenfalls verbunden mit einem gemeinsamen Nachmittagsprogramm aller Generationen. Ein wichtiger Versuch bestand des Weiteren darin, die thematische Arbeit der Jugendlichen und der Erwachsenen stärker zusam-

Die fünfzig Tage von Ostern

Geistliches Wort

Das Osterfest ist ein Fest „sui generis“. Vierzig Tage Vorbereitung gehen ihm voraus, und dann wird es wochenlang bis zum fünfzigsten Tag gefeiert. Aber trotz allen Jubels kann es seine Herkunft aus schuldbeladener Vergangenheit, da Menschen den Menschen zum Opfer fielen, nicht verleugnen. Ja, es ist gerade deshalb ein so schönes Fest, weil es uns Gott in der Gottlosigkeit entdecken lässt.

Im 19. Kapitel des Buches (der) Richter lesen wir von einem Leviten, dessen Stamm in Israel für den priesterlichen Dienst und den Opferkult zuständig war. Er lebte mit einer Konkubine zusammen, aber das ist für die Bibel kein Grund zur Aufregung. Seine Lebensgefährtin hatte ihn verlassen und war zu ihrem Vater nach Bethlehem im Stammesgebiet von Juda zurückgekehrt. Vier Monate wartete er, dann zog er nach Bethlehem, um sie für sich zurück zu gewinnen. Die Sache gelang. Auf dem Rückweg weigert er sich als frommer Levit, in einer heidnischen Stadt zu übernachten. In der nächsten israelischen Siedlung treffen sie aber auf sehr unfreundliche Menschen. Nur ein Zugezogener nimmt ihn am späten Abend auf.

Bald trollt sich übles Gesindel aus dem Ort zusammen, um mit dem Fremden ihr Spiel zu treiben. Der Gastgeber ist aber dazu verpflichtet, seinen Gast zu verteidigen. Er sieht keine andere Möglichkeit, als ihnen seine

Tochter und auch die Konkubine zur freien Verfügung zu überlassen. In allerhöchster Not tritt unser frommer Levit in Aktion: Er, der zu fromm war, in einer heidnischen Stadt zu übernachten, zögert keinen Augenblick, diesen „Hooligans“ seine Lebensgefährtin zum Opfer vorzuwerfen. Sie wird die ganze Nacht hindurch von diesen Verbrechern vergewaltigt und gequält. Sie stirbt noch vor Tagesbeginn auf der Schwelle des Hauses ihres Gastgebers. Ungerührt nimmt der wenig heldenhafte Levit seine tote Konkubine auf sein Lasttier. Dann folgt der schrecklichste Teil der Geschichte. Er nimmt eine Säge und zersägt sie Glied um Glied in zwölf Teile und schickt sie an alle zwölf Stämme Israels, die auf diese Weise zu Teilnehmern des schrecklichen Geschehens werden.

Wo aber ist in dieser ganzen Geschichte Gott? Im diesem Kapitel 19 wird er kein einziges Mal genannt. Er scheint abwesend. Aus der weiteren Geschichte Israels und komprimiert in der Geschichte Jesu von Nazaret und unseres Osterfestes, das an ihn erinnert, wird aber deutlich, dass Gott inmitten der Gottlosigkeit, in offensichtlicher Abwesenheit anwesend ist. Er ist nämlich präsent im Opfer. Nicht in den Gebeten und Riten Israels, sondern in der „zum Opfer gemachten, vergewaltigten, gefolterten, entehrten Frau“. Ein ohnmächtiger Gott identifiziert sich mit den Ohnmächtigen. Deutlich wird dies in der österlichen Geste Jesu. Er, der weiß, dass auch er zum Opfer gemacht wird, nimmt ein Stück

menzuführen. Das Thema „Migration – Integration, Weggehen und Ankommen im neuen Europa“, bei dem wir besonders das Gespräch mit Betroffenen suchten, gab dazu viele Gelegenheiten. Schließlich war die Exkursion der Jugendlichen am Mittwoch ein absolutes Novum beim 61. Gementreffen, Grund genug den Ausflug nach Münster und die Begegnung mit dortigen Migrant/innen an den Anfang der Gemenberichterstattung zu stellen.

Inzwischen steht schon das Programm für das 62. Gementreffen, dessen Leitwort „Religion und Werte in Deutschland und Ostmitteleuropa“ ist. Religion stellt ein Stück Heimat für Menschen da und kann einen Beitrag zur Integration, aber auch zur Konfrontation leisten. Insofern ist es eine Vertiefung des Migrationsthemas. Neben fundierten Informationen von Experten wird auch wieder der Dialog mit Menschen gesucht werden, die ganz eigene Erfahrungen mit Religion gemacht haben. Als Festreferentin versuchen wir Prof. Rita Süsmuth, Bundestagspräsidentin a. D. und eine ausgewiesene Expertin in Fragen von Zuwanderung und Migration zu gewinnen. Übrigens gibt es auch für das 63. Gementreffen schon thematische Überlegungen. Unter dem Arbeitstitel „Erinnerungskultur“ soll es auf Anregung aus der Adalbertus-Jugend um einen weiteren Aspekt der Identität gehen – mit Blick auf die Ausgestal-

tung des „Zentrums gegen Vertreibungen“ ein hochaktuelles Thema.

Wenn wir eine Bilanz unserer Arbeit ziehen, wie sie sich auch in dieser Berichtsnummer spiegelt, dürfen wir sicherlich stolz auf das Erreichte sein: eine lebendige Jugendarbeit, ein Miteinander zwischen Deutschen, Polen und Litauern, zahlreiche Orden und Ehrungen, Anerkennung und gute Kontakte in alle gesellschaftlichen Bereiche und in viele europäische Länder, und nicht zuletzt auch ein beachtliches Medienecho. Erwähnt sei hier nur, dass im Zusammenhang mit der Wahl Donald Tusks zum polnischen Ministerpräsidenten die Süddeutsche Zeitung das Adalbertus-Werk auf der Titelseite der Feuilletons erwähnte: „Tusk kennt diese Zusammenhänge. Er weiß, welche Verdienste einige der Vertriebenen für die deutsch-polnische Aussöhnung erworben haben. So sind die Gründer des Adalbertus-Werkes, eines Zusammenschlusses Danziger Katholiken, mit hohen polnischen Orden ausgezeichnet worden.“

Dies Erfolge im Blick müssen wir die Grundlagen unserer Arbeit an die Zeit anpassen. Die lebendige Debatte über die Satzung, zu deren Veränderung viele Vorschläge eingegangen sind, ist ein aktuelles Beispiel dafür, wie viel Anteil die Mitglieder des Adalbertus-Werk e.V. an der Arbeit nehmen und wie sehr sie um eine zukunftsfähige Form ringen.

Der Arbeitskreis hat alle Vorschläge besprochen und daraus einen neuen Satzungsentwurf erarbeitet, der nach fachlicher Prüfung durch Kirche und Staat den Mitgliedern zur erneuten Kenntnisnahme vorgelegt werden wird. Damit soll in diesem Prozess möglichst hohe Transparenz und ein breiter Konsens geschaffen werden.

In diesem Zusammenhang sei mir noch ein persönliches Wort erlaubt. Dass es beim Ringen um die Zukunft unterschiedliche Vorstellungen, Meinungsverschiedenheiten und Auseinandersetzungen gibt, ist selbstverständlich und gut, wenn man ein Werk weiterbringen will. Dass dabei manchmal über das Ziel hinausgeschossen wird und es zu persönlichen Animositäten kommt, lässt sich wohl nicht immer vermeiden – das ist die andere Seite der Medaille, wenn engagierte Menschen sich für ihre Ziele einsetzen. Aber ich bin sicher: Wenn wir uns das gemeinsam Erreichte, zu dem viele ihren ganz persönlichen Beitrag geleistet haben, vor Augen führen und den Wunsch zum Maßstab unseres Handelns machen, weiter im Sinne der Völkerverständigung, der politischen, historischen und kulturellen Bildung, der Schaffung einer aktiven und selbstbewussten Bürgergesellschaft zu wirken, wird uns das auch gelingen.

Adalbert Ordowski

Schriftführer Adalbertus-Werk e.V.

Brot und sagt: „Das bin ich.“ Und zerreißt es, bricht es in zwölf Teile, verteilt es an die Zwölf, die in Jesu Sicht das Zwölfstämmevolk repräsentieren.

Wir alle werden Teilnehmer der Geschichte, die Menschen Menschen zum Opfer fallen lässt.

Auferstehung heißt: Gott bekennt sich zu den Opfern. Wo Menschen einen Schlusstrich ziehen, erschließt Gott eine Zukunft. Eine Zukunft in seiner für uns unvorstellbaren Gegenwart, und eine Zukunft für unsere Welt, wo wir uns den Opfern, unseren Opfern, stellen, ihr Opfer für uns sinnvoll werden lassen und uns von ihnen gesendet wissen, einzustehen für eine Welt, in der nicht mehr Menschen den Menschen zum Opfer fallen. Die Opfer unserer Geschichte umgeben uns als Auferstandene, nicht rachsüchtig, sondern freundlich. Und das dürfen wir feiern, mit verhaltener Freude oder, wie es die alten ausdrückten, „in nüchterner Trunkenheit“.

Pater

Diethard Zils OP

Europäisches Zentrum der Dominikaner, Brüssel



Heiligtum der schmerzhaften Mutter Gottes – Dominikanerkloster in Jarosław

Nach der Aufhebung des Ordens im Jahre 1773 mussten die Jesuiten das Kloster verlassen. Am 13. Juni 1777 übernahmen die Dominikaner das Kloster in Jarosław nahe bei Krakau. Das Heiligtum der Jungfrau Maria wurde ihrer Obhut anvertraut. Die Zeiten der Teilungen Polens begünstigten die seelsorgerische Arbeit aber nicht. Erst Ende des XIX. Jh. vermochte der Prior Pater Wincenty Podlewski die Seelsorge und die Restaurierung und Erhaltung des Klosters zu beleben.



Eine große Bedeutung für die Kirche und ihre Wertschätzung hatte die Erhebung in den Rang einer „Basilika minor“. Dies erfolgte unter dem Pontifikat Papst Paul VI. im Jahr 1966 anlässlich der Feierlichkeiten des tausendsten Jahrestages der Taufe Polens. 1970 gründete der Erzbischof Ignacy Tokarczuk bei der Basilika eine Pfarrei. Im Jahre 1981 wurde 600. Jahrestag der Auffindung der Figur der schmerzhaften Muttergottes festlich begangen, 2005 konnte zudem noch der 250. Jahrestag der Krönung der Jungfrau Maria von Jarosław gefeiert werden.

Die wegen der Gnaden berühmte Pietà aus dem XIV. Jh. ist in der zentralen Nische des Hauptaltares untergebracht. Aus Birnholz geschnitzt ist sie 67 cm groß und 45 cm breit. Im Jahre 1636 erfolgte die Anerkennung als „wundertätig“. Die im XVIII. Jh. feierlich aufgesetzten ersten Kronen wurden 1831 gestohlen. Mitte des XIX. Jh. konnte dann eine nochmalige Krönung der Wunderfigur der schmerzhaften Mutter Gottes stattfinden. Neben diesem Gnadenbild beherbergt die Basilika zahlreiche bemerkenswerte Fresken.

Liebe Leser des *adalbertusforums*, eigentlich sollte diese Ausgabe bei Ihnen/Euch bereits unter dem Christbaum liegen. Leider haben jedoch einige Autoren ihre Texte verspätet oder überhaupt nicht abgeliefert, weshalb das Heft nun erst heute ausgeliefert werden kann. Das Geistliche Wort hat Pater Roman im Hinblick auf den geplanten Erscheinungstermin zum Weihnachtsfest 2007 geschrieben. Wir denken, dass dieses geistliche Wort auch im neuen Jahr nichts von seiner inhaltlichen Tiefe verloren hat, denn – wie Pater Roman es schreibt – ist nicht nur Weihnachten der Bezugspunkt, sondern auch Gemen oder Danzig.

Allen aber, die ihn aufnahmen, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden

Geistliches Wort

Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott.

Im Anfang war es bei Gott. (...)

Er kam in sein Eigentum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf.

Allen aber, die ihn aufnahmen, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden, allen, die an seinen Namen glauben.

Wenn die Zeit der Weihnachtsfeiertage näher kommt, bemühen wir uns darum, unsere nächste Familie mit unseren Gedanken zu umarmen, uns einander näher zu sein. Wir bemühen uns, als ob wir etwas Wichtiges erwarteten, das geschehen soll, und – was das Wichtigste ist – wir wollen dabei zusammensein. Jedes Weihnachtsfest ist wie das Geheimnis einer gemeinsam erlebten Freude.

Die Quelle dieser Freude sind vor Jahrhunderten geschehene Ereignisse, das Volkszählungdekret des Kaisers Augustus, die Wanderung Marias und Josefs nach Bethlehem, die Geburt in der Grotte, die wunderbaren und unerklärten Vorkommnisse mit Engeln, Hirten und Königen. Wie ein Traum, ein Märchen, das wohl die Schwierigkeiten des Lebens versüßen sollte, die zu ertragen Maria und Josef und das Neugeborene in jener Zeit gezwungen waren. Und eben darin ist uns Weihnachten so nah, denn es durchdringt unsere ganze Wirklichkeit und heiligt diese zugleich. Weihnachten ist das Einschreiten Gottes in unser Leben. Und was wichtiger ist – nicht zu den Menschen von Gott „diktierten“ Bedingungen, sondern zu den Gott von den Menschen diktierten Bedingungen. Denn auch danach kam das Exil, die Flucht nach Ägypten – dann die schwere Arbeit, um sich am Leben zu halten, schließlich der Tod am Kreuz.

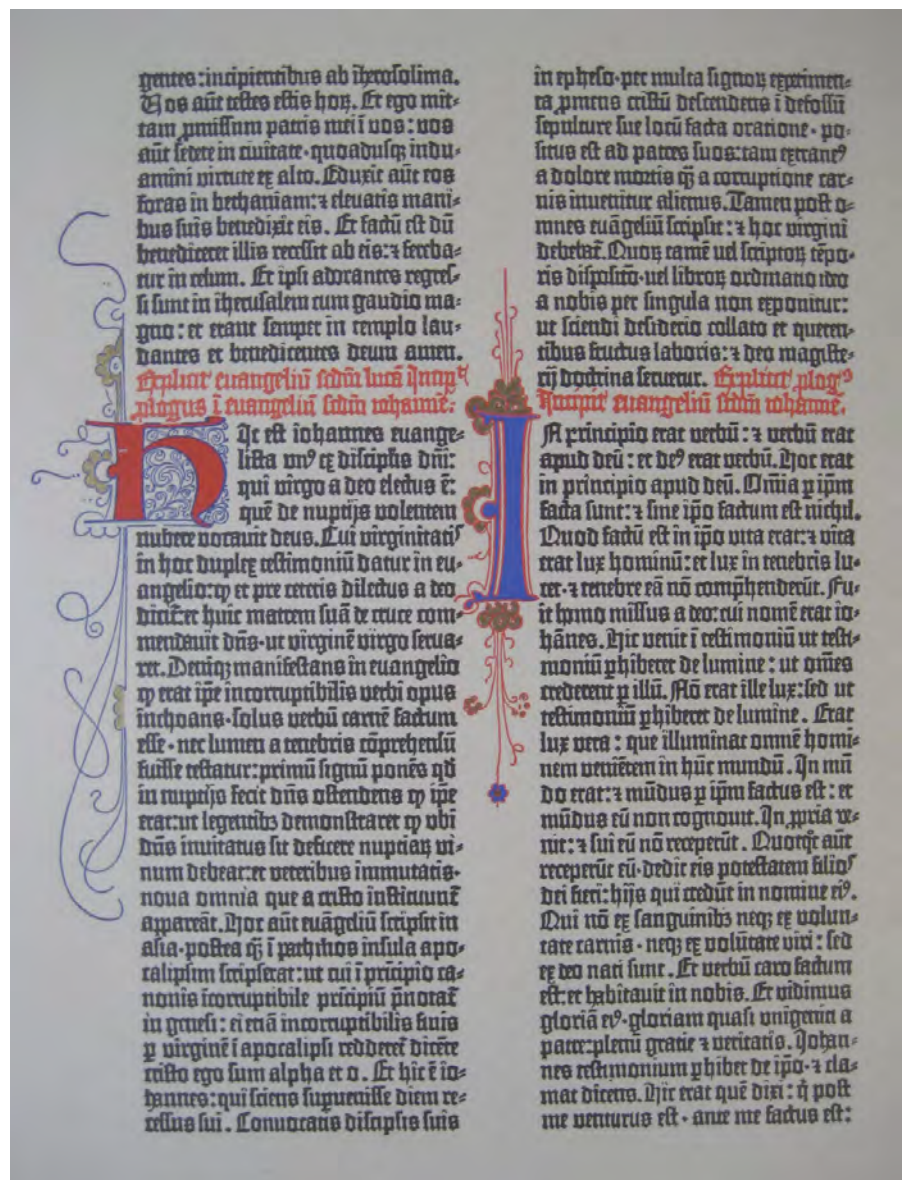
So wie das Erleben der Weihnacht für christliche Familien auf ihre jeweilige Art einen Bezugspunkt darstellt, welcher das Familienleben integriert und fördert, so sind und waren für viele Danziger genauso sicher die in Gemen und Danzig oder anderswo organisierten Zusammentreffen der Gemeinschaft des Adalbertus-Werkes – ich fürchte mich nicht davor, diese Bezeichnung zu verwenden – ein solcher Bezugspunkt. Von vielen wird gewiss die Fahrt nach Gemen oder

Danzig zum nächsten Treffen lang erwartet, so wie die nächste Ausgabe des *adalbertusforums* erwartet wird. Dieses gegenseitige Band und das Gefühl, quasi zu einer Familie zu gehören, begünstigt das Einander-Verstehen und schafft gleichzeitig das Bedürfnis, dann zusammen miteinander zu wohnen, wenn etwas Wichtiges geschieht.

Wenn ich an den Treffen des Adalbertus-

Werkes in Danzig oder in Gemen teilnahm, hatte ich stets den Eindruck, dass die Begegnungen mit ihrer Atmosphäre ihren spezifischen Charakter haben. Das sind nicht nur die Erinnerungen an die eigene Geschichte in dieser oder in anderer Gesellschaft – für viele stellt sich irgendeine Kraft ein, die ihnen dieses Treffen zu erleben und das nächste zu erwarten hilft. Und gewiss, vielen brachte, bringt und wird das Leben so manche Überraschungen bringen – so wie es Christus die Vertreibung und die Flucht nach Ägypten brachte.

Wenn wir Weihnachten erleben, die Erinnerungen an die Geschehnisse im jüdischen



■ Seite aus der 42-zeiligen Bibel Gutenbergs, Mainz 1452–1455; Anfang des Johannes-Evangeliums. Gedruckt in der Gutenberg-Werkstatt des Mainzer Gutenberg-Museums. Die Initialen wurden mit der Hand ausgemalt.

Bethlehem, sollte man nicht all das vergessen, was sich danach ereignete. Jede Marter und der Tod Christi aus der Bethlehem-Perspektive nehmen eine andere Gestalt und eine andere Bedeutung an. Deutlich spricht darüber der hl. Johannes im zitierten Prolog zu den Evangelien: „Im Anfang war das Wort ... Allen aber, die ihn aufnahmen, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden, allen, die an seinen Namen glauben.“ Und dies ist wohl die sich aus Weihnachten ergebende grundlegende Wahrheit, eine Wahrheit, welche uns erlaubt, uns zu versammeln, gemeinsam zu verharren, von Neuem die oft vertrackten persönlichen und familiären Geschichten zu erleben und zugleich anders auf die heutige Wirklichkeit zu schauen, dem Anderen in die Augen zu schauen und sich zu bemühen, dessen Erfahrungen zu begreifen.

Eine Erfahrung und ein Erlebnis ganz besonderer Art war für mich die Vorbereitung der Feierlichkeiten zum 25-jährigen Jubiläum der Heiligsprechung des hl. Maximilian Kolbe im Kloster Niepokalanów vom 19. bis 21. Oktober 2007.

Von Beginn dieser Vorbereitungen an habe ich mir nicht vorstellen können, dass dabei die Vertreter des Adalbertus-Werkes fehlen könnten. Denn wenn auch für uns Franziskaner, gerade hier in Niepokalanów, Maximilian Kolbe eine etwas andere Dimension und Bedeutung hat, so erhebt sich dennoch das, was im Konferenzverlauf betont wurde – das Motiv der Nächstenliebe und der Versöhnung – über unserem Kloster empor und weist Allen die Richtung für ihr Wirken.

Die Anwesenheit so vieler Vertreter des Adalbertus-Werks war für mich ein Symbol der Einheit – dass wir ebenso in Gemen, wie auch auf der Jubiläumsfeier des Paters Kolbe zusammen sein, miteinander sprechen und uns ohne jegliche Ängste die Wirkungsrichtung für die Zukunft weisen können und uns quasi eine Familie sein können. Und das ist nichts anderes, als der Blick gen Bethlehem, auf die Anfänge und Quellen unserer Identität. Dies ist doch das ständige Bauen auf das, was der hl. Johannes im Prolog sagt: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott ... Allen aber, die ihn aufnahmen, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden, allen, die an seinen Namen glauben.“

Auf dass diese Worte uns zum Leitmotto und Fundament werden, nicht nur beim Erleben dieses Weihnachtsfestes, sondern aller Weihnachtsfeste wie auch bei unseren gemeinsamen Treffen – ob in Gemen oder in Danzig oder in Niepokalanów, bei einzelnen, im Familienkreis oder bei Gruppenzusammenkünften. Auf dass wir nicht den Vorwurf hören werden, dass das Wort „zu den Seinen kam, aber die Seinen es nicht aufnahmen“, sondern auf dass wir uns immer im Kreise derer wieder finden, die es aufnahmen, die an seinen Namen glauben, denen das Wort Macht gab, Kinder Gottes zu werden.

Pater Roman Deyna OFM Conv.
Niepokalanów



„Nur die Liebe ist schöpferisch“

Feierlichkeiten anlässlich des 25. Jahrestages der Heiligsprechung von Pater Maximilian Kolbe

Anlässlich der Feierlichkeiten zum 25. Jahrestag der Heiligsprechung von Maximilian Kolbe reisten auf Einladung der Franziskaner 15 Mitglieder des Adalbertus-Werkes vom 19. bis 21. Oktober zum Kloster Niepokalanów bei Warschau. Bei kaltem, regnerischem Wetter holte uns Pater Roman Deyna, auf dessen Schultern die Last der Organisation der Konferenz lag, vom Flughafen in Warschau ab. Im früheren Refektorium wurden wir von freundlichen Ordensschwwestern empfangen, sie verteilten Informationsmaterial und die Quartiere. Jeder wurde in seiner Landessprache beraten. Ein Bus brachte uns ins Hotel. Später wurden wir im neuen Refektorium durch junge, liebenswürdige Brüder und Novizen mit köstlichen Gerichten bewirtet. Die Klausur war der Gäste wegen für drei Tage aufgehoben. Trotz der 600 bis 700 Gäste herrschte Dank guter Organisation und der freundlichen Zuwendung und Bedienung eine Atmosphäre wohlthuender Gelassenheit.

Pater Roman Deyna führte uns auch durch das Klostergelände. Es ist ein großes Areal,



in dem mehrere hundert Franziskaner und Novizen leben. Einige Bauten sind Baracken aus Holz, dem ursprünglichen Baumaterial des Klosters Niepokalanów. Hier befand sich Kolbes Klostergründung: eine Kapelle, ein kleines Büro und eine Schlafkammer. Es ist davon auszugehen, dass auch seinen Mitbrüdern nicht mehr zur Verfügung stand. Sie gestalteten ihr Leben nach den Regeln des heiligen Franziskus. Ringsherum stehen heute lang gezogene, gemauerte, weiß verputzte zwei- und dreigeschossige Häuser. In einem von ihnen ist das „Museum des heiligen Maximilian“ untergebracht.

Die Gottesdienste während der Feierlichkeiten wurden als Pontifikalämter in Konzelebration in der Basilika des Klosters gefeiert. Die über hundert einziehenden Priester, dazu Bischöfe und Kardinäle in prächtigen liturgischen Gewändern boten ein wundervolles Bild. Der Blumenschmuck, jedes Gesteck gleich einem Gemälde, verstärkten dieses.

■ Die Basilika der Franziskaner in Niepokalanów.



Der würdige Ablauf der Liturgie wurde durch die Menschenmenge in der Kirche nicht beeinträchtigt.

Bei der Konferenz zeigten die Referenten auf, wie Kolbe als bescheidener Mensch mit den Regeln des heiligen Franziskus sein Leben gestaltete und die christlichen Werte in der Welt verwirklicht sehen wollte.

Verteidiger der Menschlichkeit – Das Eingangreferat hielt Pater Prof. Benigny Leon Dyczewski von der Katholischen Universität Lublin unter der Überschrift: „Heiliger Maximilian Kolbe – Verteidiger der Menschlichkeit“. Mit dem Thema erinnerte er zuerst daran, dass für Kolbe der Gipfel der Liebe die unbefleckte Maria gewesen sei, woraus sich sein Marienkult entwickelte. Seine Überzeugung: Maria zertritt mit ihrem Fuß den Schlangenkopf, das Symbol für das Böse, und sie steht auf der Erdkugel, denn ihre Liebe gehört der ganzen Welt. Dyczewski stellte die 1,5 Millionen Opfer des KZ-Lagers Auschwitz den Opfern von Epidemien und Krankheiten am Anfang des 20. Jahrhunderts gegenüber. In den einzelnen Ländern Europas waren das auch 800.000, 1 Million oder noch mehr Menschen. Dennoch gebe es einen Unterschied in der Art, wie all die Menschen im KZ umgekommen sind. Im Lager vegetierten die Gefangenen auf engem Raum, entrechtet und gequält von Menschen, die für sich Rechte in Anspruch nahmen. Sie machten sich zu Herr-

schern über Wehrlose. Sie nahmen ihnen ihre Namen und machten sie zu Nummern. Die Gefangenen hörten auf JEMAND zu sein, und wurden zu ETWAS gemacht. Die menschliche Regung der Häftlinge sollte ausgelöscht werden, Gott wurde für tot erklärt. Aus dieser Situation heraus muss man die Haltung und Tat Pater Kolbes sehen, daraus ergibt sich seine Heiligkeit. Er hat die Menschenwürde aus diesem Ort gerettet. Er hat gezeigt, dass auch in einer Welt voll Hass die Liebe existieren kann. Die Häftlinge erlebten dort einen Menschen, der die Würde rettet und aufzeigt; dass die gute Welt existiert, die Nazis waren besiegt durch seine Hingabe.

Pater Kolbe schaffte eine neue Atmosphäre im Lager, er ist nicht nur für die Menschen gestorben. Die Häftlinge haben sich nicht mehr auf die Erniedrigung eingelassen, son-

■ *Bischof em. Josef Homeyer von Hildesheim mit Pater Diethard Zils OP.* ■ *Ministerpräsident a. D. Prof. Dr. Bernhard Vogel, Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung und der amtierende Vorsitzende des Adalbertus-Werk e. V. im Gespräch.* ■ *Beim Festgottesdienst zur Feier des 25. Jahrestages der Heiligsprechung Maximilian Kolbes waren 2 Kardinäle, 5 Bischöfe und 170 Priester am Altar anwesend. Die Zahl der Priester im Publikum, der Ordensschwestern, Brüder, Novizinnen und Novizen war überwältigend.*

dern sich ihrer Menschenwürde besonnen und darauf, dass die Liebe größer ist. Maximilian Kolbe hat den Menschen in dieser Situation ihre Würde wieder gegeben. Der Mensch ist zwar physisch gestorben, doch seine Liebe lebt. Dyczewski zählt andere Beispiele der Auferstehung des Menschen auf, obwohl deren Körper nicht mehr lebendig sind, zum Beispiel Mahatma Ghandi, Mutter Theresa und Martin Luther King. Johannes Paul II.: „Die Heiligsprechung Kolbes ist das i-Tüpfelchen über seinem Leben und zeigt, dass mit der Liebe das Böse zu besiegen ist.“

Patron der Medien – Im Bereich Medien lag der Schwerpunkt von Kolbes Wirken. Dieses Thema beleuchtete der Senator der Republik Polen, Jan Szafraniec. Er selbst war 1950 Initiator und Mitbegründer der Gesellschaft zum Schutz der Radiohörer und Fernsehzuschauer. In seinen Ausführungen schildert Szafraniec die Weitsicht Kolbes. Wichtig sei Kolbe die Pädagogik gegenüber Kindern und Jugendlichen gewesen und außerdem das Mitgestalten von Politik, Gesellschaft und Kultur. Seine Druckerzeugnisse „Rycerz Niepokalanej“ (Ritter der Unbefleckten)“, „Mały Rycerzyk Niepokalanej“ (Kleines Ritterchen der Unbefleckten) und die Tageszeitung „Mały Dziennik“ zeugten davon. Es ging ihm darum, die Beeinflussung durch die säkulare Presse zu mildern. Den Glauben zu verbreiten und zu vertiefen, gebot ihm sein apostolischer Eifer. Eine schlechte, schmutzige Presse habe er boykottiert, denn sie manipulierte den Menschen. Christen dürften nicht schweigen, vielmehr müssten sie Zeugnis abgeben wie Maximilian Kolbe es mit seinem Wirken und Leben getan habe.





■ Pater Roman Deyna während des Vortrages von Prof. Dr. Bernhard Vogel.

Schutzpatron der polnisch-deutschen Versöhnung – Ihre Erfahrungen und Gedanken zum Thema Versöhnung äußerten der ehemalige polnische Außenminister Prof. Władysław Bartoszewski aus Warschau sowie Prof. Dr. Bernhard Vogel, einst Ministerpräsident von Rheinland-Pfalz und Thüringen, heute Präsident der Konrad-Adenauer-Stiftung. Bartoszewski gehört selbst zur Erlebnisgeneration von Auschwitz. Von der Verhaftung der Franziskaner hat er über Mundpropaganda erfahren. So auch von der zweiten Verhaftung Kolbes. Von dessen Eintreten für einen Mithäftling und den Qualen des Sterbenden erfuhr er erst ein halbes Jahr später. Nach dem Krieg ist Bartoszewski trotz der schrecklichen Erfahrungen nach Deutschland gereist. Zu seiner Überraschung

fand er hier mehr Verehrung für Kolbe in der Kirche, in Jugendverbänden, in der Namensgebung von Straßen, Kindergärten und Schulen als in Polen. Und noch heute sind im Internet mehr Einrichtungen in Deutschland mit dem Namen Kolbes zu finden.

Bernhard Vogel gratulierte den Polen zu der Heiligsprechung, wenn es ihn auch als Deutschen mit Scham erfülle, dass er zum Volk der Verursacher dieses Mordes gehöre. Doch wahre Erneuerer seien die Menschen, die an der Versöhnung mitarbeiten. Europa sei eine Lebensgemeinschaft, die durch Kolbe, Edith Stein und dem heiligen Adalbert geprägt wurde. 1957 und 1964 haben Bischöfe in ihren Briefen Versöhnung und Verzeihung angeregt. Sie verunsicherten damals die Politiker, bewirkten jedoch vorsichtige Annäherung der Menschen guten Willens. Während des Kriegsrechts in Polen wiederum unterstützten Deutsche ihre Nachbarn vielfältig. Die Zeit der Solidarność und die Demonstrationen von 1989 hätten das Motto der Straße bestätigt: „Wir sind in Europa angekommen.“

Den Abschluss der Konferenz bildete eine Diskussion zur Frage: Warum und für wen kann Maximilian Kolbe Patron, Beispiel und Inspiration im 21. Jahrhundert sein?

Interessant war die These eines jungen Geistlichen, der Maximilian Kolbe nach 25 Jahren als „fertigen Heiligen“ bezeichnete. „Wie kann er noch wirken und das Herz junger Menschen gewinnen?“, war seine Frage. Der Wahlspruch Kolbes sei nach wie vor aktuell, waren sich die Diskutanten einig, er müsse aber immer wieder neu im Leben wirksam werden: „Tylko miłość jest tworczą. – Nur die Liebe ist schöpferisch.“

Brigitte und Alfred Ordowski



■ Maximilian Kolbe kurz vor seiner Verhaftung.

Das Leben des heiligen Maximilian Kolbe

1894: Geburt als Raymund Kolbe in Zdunska Wola bei Łódź, Kindheit und Jugend in Pabianice bei Krakau.

1910: Mit 16 Jahren Eintritt in das Franziskanerkloster Lemberg/Lwów, Annahme des Namen Maximilian. Promotion in Theologie und Philosophie in Rom. Er verstand sich jetzt schon als Diener der unbefleckten Mutter Gottes, Maria. Ihre Reinheit in Gedanken, Worten und Werken will er schon bewusst als Student und Franziskaner leben und verkünden.

1917: Gründung der Gesellschaft „Rycerz Niepokalaniej“ (Ritter der Unbefleckten) in Rom.

1918: Priesterweihe in Rom.

1919: Rückkehr in die Heimat.

1922: Herausgabe der ersten Monatszeitschrift „Ritter der Unbefleckten“.

1927: Gründung des Klosters „Niepokalanów“ auf einem geschenkten Grundstück. Hier baut er einen der größten Verlage Polens auf.

1930–1936: Gründung des Klosters Niepokalanów in Nagasaki/Japan mit vier Mitbrüdern. Hier gibt er die Zeitschrift „Ritter der Unbefleckten“ in japanischer Sprache heraus.

Bis 1939: Ausbau des Verlagswesens und Einrichtung eines Radiosenders.

1939: Erste Verhaftung durch die Nationalsozialisten.

1941: Erneute Verhaftung und Verlegung nach Auschwitz. Hier geht er im freiwilligen Austausch für einen Mitgefangenen in den Hungerbunker. Ausgemergelt und krank lassen die Peiniger ihn nicht in Ruhe sterben, vielmehr quält man ihn bis zum Tode im August 1941.

1971: Seligsprechung durch Papst Paul VI.

1982: Heiligsprechung durch Papst Johannes Paul II.





Migration – Integration: Weggehen und Ankommen im neuen Europa

Unter diesem Thema fand das **61. Gementreffen vom 24. bis 30. Juli 2007** statt. Die Heimat aus politischen Gründen verlassen zu müssen, oder gar noch vertrieben zu werden, haben viele Danziger am eigenen Leib erfahren, aber auch Kosovaren, Bosnier, Ruander oder die Bürger in Dafur. Für viele Menschen ist dies sicher ein Einschnitt in ihrem Leben. – Kann ich irgendwann zurück? Will ich vielleicht irgendwann gar nicht mehr zurück? Finde ich ein neues „Zuhause“? Heute ist Vertreibung in Europa gottlob eigentlich kein Thema mehr. – Wie schnell es aber gehen kann, dass Vertreibung wieder Thema ist, hat der Balkankrieg gezeigt! Stattdessen wird aber die Migration und die Integration im neuen Europa ein immer größeres Thema werden.

Das Jugendprogramm Gemen 2007

„**Probieren geht über studieren**“ – Im Jahre 2006 war es soweit, die Vollversammlung der Adalbertusjugend wünschte sich für das kommende Jahr ein Jugendprogramm, das sich an die Altersspanne, die verschiedenen Nationen und auch an die unterschiedlichen Sprachkenntnisse der Jugendlichen anpasst. Gesagt – getan!

Während der Vorbereitungszeit auf das Gementreffen 2007 wurde an einem Programm gearbeitet, das jedem einzelnen teilnehmenden Jugendlichen verschiedene Möglichkeiten der Programmgestaltung bot.

Zunächst gingen wir dem Wunsch der „jungen Erwachsenen“ aus unseren Reihen nach, das ein oder andere Mal am Programm I teilzunehmen. Wir überlegten, wie die Thematik, die im Rittersaal mittels Vorträgen und Podiumsdiskussionen „rübergebracht“ wird, für unsere „jüngeren Jugendlichen“ und jene mit wenig Deutschkenntnissen einfacher und interaktiver gestaltet werden könnte. Und letztlich wurde versucht, das Programm II von Jugendlichen für Jugendliche zu machen. Es wurde hier und da in der großen Runde des Arbeitskreises hin- und herüberlegt, und so entstand ein Jugendprogramm, wie man es in dieser Form auf der Jugendburg wahrscheinlich noch nie erlebt hat.

„**Das Projekt Jugendprogramm 2007**“ – Anreisetag war, wie in 2006 auch, schon der

Dienstag. Ein Empfangskomitee aus deutschen Jugendlichen reiste Dienstag früh oder sogar schon Montagabend an. Unsere polnischen Freunde nahmen in diesem Jahr ganz gemütlich das Flugzeug und kamen dann per Bahn – von Streik war ja im Sommer 2007 noch keine Rede – von Dortmund aus nach Borken. Auch unsere Litauer überstanden die weite Reise von Klaipeda bzw. Vilnius und kamen mehr oder weniger entspannt in Gemen an. Und so tummelten sich am ersten Abend schon Jugendliche aus drei verschiedenen Nationen vor der Orangerie.

Am nächsten Morgen stand, recht früh schon, der Ausflug nach Münster auf dem Programm (siehe Seite 10 bis 12). Und am

Abend des zweiten Tages – jetzt waren auch die letzten deutschen Jugendlichen angekommen – hieß es um 19.30 Uhr, wie in jedem Jahr, für alle „Begrüßung und Einführung in die Tagung“. Neu war allerdings in diesem Jahr, dass man sich nicht direkt im Rittersaal sein „Hallo“ zurief, sondern zunächst im Burghof durch ein kleines „Spiel“ den passenden Einstieg in die Tagung fand.

Am Donnerstag, dem 26. Juli, startete das Programm offiziell. Thema an diesem Vormittag war „Migration im neuen Europa“ und „Migration in Polen“. Nele Quecke brachte die Jugendlichen, die sich nicht dem Programm I anschlossen, richtig zum Nachdenken. Die Jugendlichen sollten für sich selber Gründe finden, wann und warum jemand von ihnen mit dem Gedanken der Auswanderung spielen würde, bzw. welche

Situationen eintreten müssten, damit man seine eigene Heimat verließ.

Viele der Anwesenden, so stellte sich heraus, würden nur auswandern, wenn es Krieg in der Heimat gäbe, andere könnten sich auch vorstellen, aus finanziellen Gründen die Ferne zu suchen, und für manch einen ist überhaupt kein



Grund denkbar, seine Stadt/sein Land zu verlassen. Im Anschluss daran stellten sich die Jugendlichen verschiedenen Behauptungen zur Ein-/Auswanderung und bewerteten sie als richtig oder falsch.

Am Nachmittag wurde das „neue“ Programm erstmalig auf die Probe gestellt, denn alle Jugendlichen nahmen am Programm I teil. Das Thema lautete „Weggehen und Ankommen“ und begann mit einer kleinen Vorstellung verschiedener Personen in Interviews, die bereits in irgendeiner Art und Weise migriert sind. Später teilten sich alle in kleinere Arbeitskreise auf, um über die Geschichte einer der im Plenum vorgestellten Personen mehr zu erfahren.

Bei einem kurzen Feed-back stellte sich sofort heraus, dass dieser erste Versuch glücklich ist, denn inhaltlich war es anscheinend für alle Jugendlichen sehr interessant.

Einzig Kritik an diesem Nachmittag, die dann auch grundsätzlich geäußert wurde, sind die langatmigen Übersetzungen ins Polnische, wenn nicht sogar auch noch ins Litauische.

Der Abend klang mit Musik zu „Migration in Ostmitteleuropa“ und einem gemütlichen Bier vor der Orangerie oder im Schlosscafé aus.

Der Freitag begann um 9.45 Uhr mit der Thematik der Integration, „Zwischen Anpassung und Parallelgesellschaft“ lautete die Überschrift. Ich versuchte, diesen Morgen in englischer Sprache zu gestalten, damit die Übersetzungen nicht zu viel wertvolle Zeit nähmen. Zunächst wurden alle Jugendlichen in Kleingruppen aufgeteilt und bekamen eine Aufgabe. Beispielsweise erhielt eine Gruppe den Auftrag, im Rollenspiel einem neuen, ausländischen Schüler zu helfen, der zunächst keinen guten Stand in der neuen Schulkasse hat. Hier schaffte es die Gruppe in einem kurzen Comic zu zeigen, dass die Integration sehr schnell funktioniert, wenn die Liebe eine Rolle spielt. Auf solche und ähnliche Weise wurde jede Aufgabe gelöst.

Anschließend bildeten wir neue Kleingruppen, und die Jugendlichen zogen, gemeinsam mit den Kindern aus Programm III los, um Borkener Einwohner zu ihren Erfahrungen mit Integration zu befragen. Bereits im Vorfeld sind hierzu nach Generationen getrennte Fragebögen entwickelt worden, welche konkret nach dem Verhältnis der Einwohner zu Menschen anderer Nationen und Sprachen fragten.

Nach dem Mittagessen, einem Spaziergang um die Burg oder wahlweise einer Mütze Schlaf und einem Stück Kuchen ging es in den Nachmittag über. Hier teilte sich die Gruppe wieder auf. Manche Jugendliche gingen ins Programm I, wo ähnlich wie am vorigen Tag mehrere Personen kurz vorgestellt wurden, und man Engagement für „gelingene Integration“ wiederum in kleineren Arbeitskreisen näher erforschen konnte. Der Rest der Gruppe wertete die Fragebögen aus und erstellte Wandzeitungen, auf denen die Ergebnisse präsentiert wurden.



■ Auswertung der Interviews und Erstellung der Wandzeitung.

Der Abend wurde wie jedes Jahr ziemlich hektisch, die letzten Vorbereitungen für den Familiengottesdienst und den Bunten Abend wurden getroffen, ein letztes Mal wurde geprobt, und ein jeder musste sich natürlich noch mal frisch machen und vielleicht auch ein wenig aufbretzeln. Dann war es wieder soweit, ein Höhepunkt der Tagung begann mit der Polonaise, und anschließend wurde im Rittersaal gelacht, gedichtet, gesungen und getanzt, bis die Burg die Pforten für diesen Tag endlich schloss ...

Am nächsten Morgen, es war wirklich nicht leicht aus dem Bett zu kommen, wurde das Programm I wieder von allen Jugendlichen bevölkert. „Heimat – Vaterland – Zuhause“ war Thema des Vormittags, so auch des Referates von Gerhard Erb, der auf den darauf folgenden Dialog verschiedener Generationen und Nationen zum selben Thema einstimmt. Die junge Generation wurde bei diesem Dialog durch unsere „alte Bekann-

te“ Kristina Dambrauskaite aus Litauen (bzw. jetzt aus Bamberg) und mich vertreten.

Nach dem Mittagessen desselben Tages fand die alljährliche Jahreshauptversammlung der Adalbertus-Jugend statt. Leider war in diesem Jahr das Wetter nicht so gut, dass wir gemütlich auf der Wiese vor Orangerie hätten tagen können, aber wir machten das Beste daraus und suchten uns ein gemütliches Plätzchen im Warmen. Zum Ergebnis der Versammlung ist in Kürze zu sagen, dass wir uns über mehrere neue Mitglieder (davon drei aus Polen!!!) freuen und ein neues Sprecherteam – Marcus Thiesen, Nina Henseler, Mirjam Willert und Kamila Mulas – gewählt haben. Weiterhin regten die Jugendlichen an, bald mal wieder eine Fahrt nach Litauen zu unternehmen.

Im weiteren Verlauf des Nachmittags zog es den ein oder anderen Jugendlichen zur Vollversammlung des Adalbertus-Werkes. Die Anderen verbrachten die Zeit mit Ute Dange, einer pädagogischen Mitarbeiterin der Jugendburg. Diese schlug verschiedene Rol-



lenspiele vor. Zum Beispiel stellten die Jugendlichen eine deutsche Familie dar, deren Tochter sich in einen Polen verliebt. Alles schön und gut, nur leider ist der Vater mit dem jungen Glück nicht einverstanden. Den Schauspielern war nun aufgetragen, diesen Konflikt spielend zu lösen und – es hat funktioniert. Außerdem veranstaltete Ute eine kleine Kissenschlacht auf dem Burghof. Zwei Teams (Jungen und Mädchen) traten gegeneinander an, wobei zwei Teamspielern die Augen verbunden wurden und sie ein Kissen in die Hand gedrückt bekamen. Für die Übriggebliebenen galt es jetzt, ihre Mitspieler verbal zu lotsen und das Spiel im Teamwork zu gewinnen. Schließlich wurde noch das Thema „Spuren hinterlassen“ aufgegriffen: „Überall, wo wir sind und wo wir waren, hinterlassen wir Spuren!“ Am Ende fertigte jeder von uns Hand- oder sogar Fußabdrücke in Ton an.

Der Abend klang aus mit dem Hochamt in der Pfarrkirche Christus König in Gemen.

Der letzte Tag – Sonntag – begann mit der festlichen Stunde. Zunächst wurden einige Grußworte verlesen, anschließend ging es mit einem überaus gelungenen Festreferat weiter unter dem Thema „Man muss weggehen können und doch sein wie ein Baum: als bliebe die Wurzel im Boden...“, gehalten von Frau Dr. Mechthild Baumann von der Europäischen Akademie Berlin. Abgerundet wurde diese Festliche Stunde mit einem Sekt- und O-Saft-Empfang in der Burg.

Leider konnte der „Gemener Dominik“ nach der Danziger Vesperandacht und dem gemeinsamen Kaffeetrinken mangels guten Wetters nicht im Burghof stattfinden, sondern ersatzweise im Rittersaal. Es wurde gesungen, und das Jugend- und Kinderprogramm stellte seine Ergebnisse vor. Außerdem wurde der Film gezeigt, den die Adalbertusjugend während der Tagung in Danzig gedreht hatte. Das angekündigte Rückspiel des Fußballspiels zwischen Deutschland und Polen musste leider sogar komplett abgesagt werden; aber vielleicht klappt es ja in 2008. Nach dem Ökumenischen Wortgottesdienst verklang der letzte Abend des Gementreffens im Jahre 2007 für die Jugendlichen, wie sollte es auch anders sein, in der Orangerie.

Dann tauschten litauische, polnische und deutsche Jugendliche die letzten E-Mail-Adressen aus, und alle zerstreuten sich nach dem großen „Auf Wiederseh'n!“ in ihre Heimatländer und -städte. Ja, und so endete das Gementreffen und damit auch das „Projekt Jugendprogramm 2007“ doch recht erfolgreich.

Abschließend möchte ich zu diesem Jahr anmerken, dass vielleicht nicht alles so optimal gelaufen ist, wie sich das der ein oder andere im Voraus vorgestellt hat. Aber: „probieren geht über studieren“, und das Jugendprogramm hat in dieser Form doch allen Spaß gemacht, und man kann, so denke ich, künftig an vielen Punkten anknüpfen, um im nächsten Jahr alles noch besser zu machen.

Nina Henseler



Ein Tag in Münster

Ausflug der Jugendlichen am Mittwoch

„Habt ihr schon gehört? Es gibt morgen um sieben Uhr Frühstück!“ – „Waaas?“ Mittel-schweres Entsetzen macht sich bei Nadia und mir breit, als Tabea und Sara uns beim Abendessen am Dienstag die „frohe Kunde“ übermitteln.

Begeistert von der Aussicht, dass die Jugendlichen nun auch in Gemen endlich einen Ausflug unternehmen würden, waren wir angereist und nun das. „Das bedeutet, wir müssen spätestens um halb sieben aufstehen!“

Dem entsprechend fällt das Zusammensitzen am Dienstagabend weit kürzer aus als

gewohnt und die letzten (!) von uns ziehen sich bereits um kurz nach elf auf ihre Zimmer zurück. So ist es also doch kein Wunder, dass sich pünktlich um sieben Uhr fast alle Jugendlichen – müde, aber guter Dinge, manche auch wach gerüttelt durch die kalte Dusche um sechs – zum Frühstück und eine Dreiviertelstunde später zum Beginn des Ausfluges einfinden.

Zunächst fahren wir mit dem Linienbus zum Borkener Bahnhof, wo wir Dank des Einsatzes unserer Busfahrerin noch den „Sprinterbus“ nach Münster erreichen. Unser „Sprinter“-Busfahrer achtet fein säuberlich auf die Sitzordnung – von „Integration“ scheint er nichts zu halten, denn er sorgt dafür, dass wir als geschlossene Gruppe im Bus zusammensitzen, damit sich die anderen Fahrgäste nicht unter unsere Gruppe mischen oder womöglich gar integrieren könnten.

Nach gut einer Stunde Fahrt erreichen wir

■ *Der Münstersche Gegensatz von Bischof und Bürgertum spiegelt sich bis heute in der Stadtstruktur, wie man anhand eines Modells sehen kann, das sich auf dem halben Weg zwischen Dom und Rathaus befindet.*



Münster, wo uns Adalbert Ordowski in Empfang nimmt. Dort stoßen auch „die Migranten“ zu uns, die uns von nun an begleiten sollen.

„Die Migranten“ sind Jugendliche zwischen 17 und 26 Jahren, die im Kindes- oder Jugendlichenalter mit ihren Eltern aus Polen (Natalia Plotzke), Russland (Svetlana Sadaeva), Kasachstan (Anna Hildebrand), der Ukraine (Vyacheslav Polonski) oder dem Irak (Dashne Sardar Sabr) nach Deutschland kamen. Eine Teilnehmerin (Julia Tran) wurde bereits in Deutschland als Tochter chinesischer Eltern geboren. Vier von ihnen sind Stipendiaten der START-Stiftung, einer Stiftung, die den Bildungsweg von Migrantenkindern in Deutschland unterstützt und gezielt durch Seminare und ein monatliches Bildungsgeld von 100 Euro pro Person fördert.

Als Erstes führt uns unser Weg über den Prinzipalmarkt zum Münster'schen Rathaus. Dort besichtigen wir den Friedenssaal, in dem 1648 der Westfälische Friede von den katholischen Parteien des Dreißigjährigen Krieges geschlossen wurde. Eine halbe Stunde dauert die kurzweilige und informative Besichtigung, die mit einem Gruppenfoto zusammen mit Ratsherr Josef Ricken endet.

Im Foyer des Rathauses teilen wir uns für die Stadtführung in zwei kleinere Gruppen auf, schließlich sind wir über 40 Teilnehmer.

Die Gruppe, der ich angehöre, sieht sich zuerst ein Bronzemodell der Stadt Münster an, an dem Adalbert die städtebauliche Konzeption erläutert. Danach übernimmt Svetlana, eine russische Migrantin, die momentan die 12. Klasse eines Münsteraner Gymnasiums besucht, die Leitung der Gruppe. Sie zeigt uns zunächst die Lambertikirche und erzählt uns dort die Geschichte der „Wiedertäufer“. Danach geht es zur neuen Stadtbücherei und durch die Innenstadt zum Erbdrostenhof, einem barocken Adelspalais. Unterwegs werden wir immer wieder mit den Skulpturen, die anlässlich der 4. Münsteraner Skulpturenausstellung „Skulpturprojekte“ die Straßen säumen, konfrontiert. Nach der Besichtigung der barocken Clemenskirche eilen wir zum Dom, um dort um 12 Uhr die Astronomische Uhr in Funktion zu erleben. Dort treffen wir auch den

anderen Teil unserer Jugendgruppe wieder und postieren uns schließlich für die lokale Presse (Westfälische Nachrichten) vor dem Domportal zum Foto.

Die zweite Gruppe, der auch die litauischen Jugendlichen angehören, führt Anna Hildebrand, die aus Kasachstan nach Deutschland kam, in deutscher und russischer Sprache. Ein besonderer Punkt war die Skulptur des litauischen Künstlers Deimantas Narke-

die dortigen Kantine arrangiert. Diese steht nach unserer Ankunft für kurze Zeit Kopf, denn auf so einen Ansturm hungriger junger Menschen ist sie nicht vorbereitet. Es wird eng, leicht chaotisch, aber letztlich behalten alle einen kühlen Kopf, und bald hört man fast keinen Ton mehr aus den Mündern der deutsch-polnisch-litauischen Jugendlichen.

Münstersche Zeitung
vom 26. Juli 2007



Berichten von ihren Erfahrungen in Deutschland (von rechts): Julia Tran (17, China), Dashne Sandar Sabr (16, Iran), Vyacheslav Polonski (17, Ukraine) und Svetlana Saldaeva (18, Russland).
MZ-Foto Brinkmann

Abenteuer Deutschland

Zuwanderer berichten von ihren Erfahrungen/Sprache der Schlüssel zur Kultur

MÜNSTER • „Seht ihr die weißen Lampen da an der Decke? Hinge man eine rote dazu, sie würde sofort auffallen“, sagt Vyacheslav. „Dabei täte sie dasselbe, wie alle anderen: leuchten.“

Der 17-jährige, in der Ukraine geboren, kam vor neun Jahren nach Deutschland. Er gerät schnell ins Philosophieren, wenn er über Migration spricht. Die Adalbertus-Jugend hat ihn und weitere junge Migranten im Rahmen des 61. Gementreffens zu einer

Gesprächsrunde eingeladen. In der Aula der Katholischen Studierenden- und Hochschulgemeinde erzählen die Migranten am Mittwoch Nachmittag den Teilnehmern von den Ängsten, die eine Einwanderung mit sich bringt: Plötzlich weg von den Freunden, entwurzelt in einem fremden Land zu sein. Deutsche, polnische und litauische Jugendliche hören ihnen aufmerksam zu, haken nach. Agnieszka aus Danzig fragt: „Wie fühlt sich das an, hierher zu kommen? Wenn

man kein Wort deutsch spricht?“ Sie selbst sei zu Beginn eines freiwilligen sozialen Jahres in Deutschland fast verzweifelt. Anna, die vor sechs Jahren aus Kasachstan kam, nickt. „Allein ist es sicherlich sehr schwer, meine Familie war aber zum Glück immer bei mir“, sagt sie. Zudem sei sie mit 13 Jahren noch sehr jung gewesen. „Ich habe das damals als Abenteuerurlaub gesehen. Dass wir nie wieder zurückfahren, hab' ich erst ein Jahr später gemerkt.“

Die Sprache ist der Schlüssel zur Kultur, da sind sich alle einig. „Mit den Deutschkenntnissen kamen auch die ersten Freunde“, erinnert sich Vyacheslav. Er befürwortet sogar gesetzlich vorgeschriebene Sprachtests, sofern Sprachkurse gefördert werden.

Ein bisschen fremd bleibe man aber immer, gibt die im Iran geborene Dashne zu bedenken. Oder wie es Vyacheslav vielleicht sagen würde: Ganz weiß wird die Lampe nie werden. • hbr

viius. In dem Bewusstsein, dass nach der Unabhängigkeit sämtliche Statuen aus sowjetischer Zeit in seiner Heimat verschwanden, wollte er die Karl-Marx-Figur aus Chemnitz, die die weltweit größte ihrer Art ist, oder zumindest eine Kopie in Münster aufstellen. Da die Stadt Chemnitz dazu nicht bereit war, war jetzt nur ein Film über die Entstehung der Skulptur und seinen russischen Künstler Lew Kerbel zu sehen.

Die Düfte des Marktes auf dem Domplatz in der Nase und mit knurrendem Magen – das Frühstück ist ja schon fünf Stunden her! – preschen wir Richtung Stadtverwaltung. Adalbert hat ein Mittagessen für uns in der

Ab 14 Uhr findet in den Räumlichkeiten der Katholischen Hochschulgemeinde Münster unter Beobachtung eines Journalisten von der Münsteraner Zeitung ein „Zeitzeugengespräch“ mit den jugendlichen Migranten, die uns durch die Stadt geführt haben, statt. Jeder der sieben erzählt uns seine persönliche Geschichte von „Migration und Integration“.

Zunächst schildern sie die jeweiligen Umstände: Warum sind sie bzw. (in allen Fällen eigentlich) ihre Eltern emigriert? Haben sie sich auf den Umzug in dieses „fremde Land“ Deutschland gefreut oder hatten sie Angst davor? Wie war die Zeit direkt nach der



■ **Prinzipalmarkt**



■ **St.-Paulus-Dom**



■ **Rathaus**

Ankunft? Wo haben sie die ersten Kontakte geknüpft und wie schnell? Wir hören alle gebannt zu, und es ergeben sich viele Nachfragen. Jede einzelne Ge-

schichte an sich ist schon faszinierend genug, aber jetzt hat man gleich sieben davon und möchte doch soviel erfahren in der knappen Zeit.

Um über die Integration zu sprechen, teilt sich die Gruppe erneut auf. Ich bin in einer Gruppe mit zwei START-Stipendiaten. Wir erhalten Informationen über die Arbeit der Stiftung und erfahren die Begeisterung, die die von ihr begünstigten jungen Menschen dadurch und darüber hinaus entwickelt haben. Auch hier sind alle Teilnehmer mit regem Interesse dabei und beteiligen sich am Gespräch.

Bei unserer Begegnung mit diesen sieben Jugendlichen wird schnell klar, dass es sich hier – plakativ ausgedrückt – um „Gewinner der Migration“ handelt. Alle sieben haben sich gut in die deutsche Gesellschaft integriert; sie haben aber auch Traditionen und Erinnerungen ihrer Herkunftsländer bewahrt. Sie erwecken alle den Eindruck, in dem Land, in das sie mit ihren Eltern vor einigen Jahren immigriert sind, angekommen zu sein.

Erfüllt von vielen neuen Eindrücken, fahren



wir um 16.30 Uhr mit dem Bus zurück nach Borken und sind uns alle einig, dass auch jedes weitere Gementreffen in Zukunft einen Ausflug der Jugendlichen mit Besichtigung eines (für uns) „neuen“ Ortes und der Begegnung mit „neuen“ Menschen enthalten sollte – jedoch immer nur mittwochs, denn sonst ist frühstücken um sieben Uhr einfach nicht (mehr) umsetzbar.

Deike Schicho

Westfälische Nachrichten
vom 26. Juli 2007

„Beitrag zur Integration von Migranten“

Studientag der Adalbertus-Jugend



Die Jugendlichen aus Polen, Litauen und Deutschland vor der Astronomischen Uhr im St.-Paulus-Dom.

-jun- Münster. Punkt zwölf Uhr strömte die Gruppe Jugendlicher in den Dom. Das Glockenspiel an der Astronomischen Uhr wollten sich die 50 Schüler und Studenten aus Polen, Litauen und Deutschland nicht entgehen lassen.

Zum 61. Mal lud das Adalbertus-Werk Mitglieder und Gäste aus Deutschland und Osteuropa zu ihrem Treffen auf die Wasserburg Gemen im Landkreis Borken ein. „Wir möchten einen Beitrag zur Integration von Migranten aus Osteuropa leisten“, betont Adalbert Ordowski, Schriftführer des Katholischen Bildungswerkes und Organisator des Münster-Ausflugs.

Zum ersten Mal stand ein Tagestrip in die Westfalen-Metropole auf dem Programm. Nach dem Empfang im Friedenssaal zeigten gleichaltrige Münsteraner den 14- bis 26-

Jährigen die Altstadt. Nina Henseler, Vorstandsmitglied der Adalbertus-Jugend, war von der „jungen“ Stadtführung begeistert. „Jugendliche wissen eher, was Jugendliche interessiert.“

Mittags stärkte sich die Jugendgruppe im Stadthaus 1. Im Anschluss fand eine Gesprächsrunde mit Migranten in der Aula der Katholische Hochschulgemeinde (KSHG) statt. Dort sahen die Besucher auch das Film-Portrait von Anna Hildebrandt, die 2001 aus Kasachstan nach Münster kam. Als Migrantin nahm sie am Projekt „Münster – Globale Stadt“ des Filmfördervereins „Die Linse“ teil.

Die 20-Jährige war eine der Fremdenführerinnen. Der Stadtrundgang hat ihr viel Spaß gemacht. „Nächstes Jahr wäre ich gern wieder dabei“, betonte sie.

Fleißig wie Deutsche, phantasievoll wie Polen

Überblick zum Phänomen heutiger Migration

Referentin: **Dr. Tanja El-Cherkeh**
Migration Research Group des
WeltWirtschaftsinstitut, Hamburg

Das Eröffnungsreferat beim 61. Gementreffen hielt Dr. Tanja El-Cherkeh vom WeltWirtschaftsinstitut Hamburg zum Thema „Migration im neuen Europa“. Als Einstieg erläuterte die Referentin ihren persönlichen Migrationshintergrund: „Mein Name El-Cherkeh ist nicht typisch deutsch.“ Den arabischen Namen erhielt sie von ihrem aus Syrien stammenden Vater. Er gehörte in den 1960er-Jahren zu den arabischen Studenten, die in Deutschland studieren konnten. Während des Studiums lernte er dann El-Cherkeh's deutsche Mutter kennen. Deshalb ist sie selbst immer schon deutsche Staatsbürgerin. Doch lebte sie in ihrer Kindheit vier Jahre lang in Syrien und erfuhr viele internationale Einflüsse. Für die eigene Identitätsfindung ist das nicht gerade einfach. „Man hat als Kind und Jugendliche erst einmal ein großes Chaos. Irgendwann später versteht man, dass das ein Gewinn ist, weil man sich relativ leicht zwischen den verschiedenen Kulturen verständigen kann“, stellte El-Cherkeh fest und ergänzt: „Wenn man einmal eine solche Erfahrung zwischen den Kulturen gemacht hat, zieht es einen auch immer wieder hinaus“, in die Welt.

In Deutschland gibt es 6,7 Mio. Zuwanderer und 15,3 Mio. Menschen mit Migrationshintergrund. Damit ist Deutschland das viertgrößte Aufnahmeland auf der Erde. Beim Umgang mit Migranten gibt es nach El-Cherkeh zwei entgegen gesetzte Vorstellungen. In Frankreich ging man von einem automatischen Assimilationsprozess aus, dass sich die Migranten gewissermaßen mit der Zeit von selbst in das System integrieren und anpassen, also wie alle anderen Franzosen werden würden. Spätestens seit den gewalttätigen Ausschreitungen in den Vororten von Paris weiß man jedoch, dass dieser Automatismus nicht funktioniert. In den Niederlanden gibt es ein anderes Modell: das multikulturelle. Die unterschiedlichen Kulturen lebten danach friedlich neben- und miteinander, indem sie sich in ihrer Andersartigkeit respektierten. Doch seit dem Mord an dem Filmregisseur Theo van Gogh gilt auch dieses Modell als gescheitert. „Weder in der Politik noch in der Forschung wissen wir, was das beste Modell ist. Die Fragen bleiben, wie verschiedene Kulturen wirklich zusammenleben können, wie viel Unterstützung sie brauchen, wie es ideal ist, miteinander umzugehen?“

Weltweit gibt es zwar eine Freiheit von Waren, von Kapital und Dienstleistungen, doch jeder Mensch unterliegt ziemlich starken Einschränkungen. Einerseits wird die Mobi-



lität immer größer und die Kommunikation über Internet immer leichter, andererseits unterliegen Migranten und Migrantinnen starken Begrenzungen, etwa derjenigen, dass man in bestimmte Länder gar nicht oder nur befristet einreisen darf. Dabei betrifft Migration nicht nur die Migranten selber, sondern auch die Meso-Ebene, also die Netzwerke der Familienangehörigen und Verwandten, Nachbarn, Freunde und Arbeitskollegen. Oft leistet ein erster Abenteurer

wanderer in ihre Heimat zurück überweisen, übersteigt inzwischen die weltweite arbeitende Entwicklungshilfe. Auch das Wissen, das ein Hochqualifizierter aus dem Ausland mitbringt, wenn er in sein Herkunftsland zurückkehrt, wirkt sich positiv aus.

Über die Netzwerke hinaus entwickeln sich transnationale Räume, führt El-Cherkeh weiter aus, d.h. grenznahe Gebiete, in denen die Bewohner soziale Beziehungen in beide Länder unterhalten. Es handelt sich um Menschen, die mit zwei Nationen verbunden sind, oder um soziale Räume, die sich über die neuen Medien entwickeln und nicht mehr ortsgebunden sind.

Ein paar Zahlen zum Weltmigrations-Geschehen der UNO: 250 Mio. Migranten werden für das Jahr 2005 weltweit geschätzt, also knapp 3% der Weltbevölkerung, fast die Hälfte davon sind Frauen. Die Hauptzielländer sind die USA, Russland, die Ukraine und an vierter Stelle Deutschland. Dabei gibt es rund 4 Mio. irreguläre, also illegale Grenzübertritte im Jahr. Rund 800.000 Migranten sind Opfer von Menschenhandel, darunter vor allem Mädchen und Frauen, die sexuell ausgebeutet würden. Die Rücküberweisungen von Migranten an Angehörige schätzt man für das Jahr 2004 auf 150 Mrd. US-Dollar, und auf weitere 3 Mrd. US-Dollar über informelle Wege.

1. Weltmigrationsgeschehen (Quelle: GCIM)

- **200 Mio. MigrantInnen = 3% der Weltbevölkerung**
- **48,6% Frauen**
- **Anstieg: 1970? 82 Mio.; 2000? 175 Mio.**
- **Zielländer: USA, Russische Föderation, Ukraine, Deutschland**
- **Zielregion Europa: 56,1 Mio.**
- **Hauptherkunftsländer: China, Indien, Philippinen**
- **Irreguläre Migration: 2,5 - 4 Mio./Jahr**
- **600,000 – 800,000 Opfer von Menschenhandel/Jahr**
- **Menschenhändler/Schmuggler: \$ 10 Mrd. Gewinn/Jahr**
- **2004: \$ 150 Mrd. (formelle Wege) + \$ 300 (informelle Wege)**
- **Rücküberweisungen = 3 X Offizielle Entwicklungshilfe**

Hamburgisches WeltWirtschaftsinstitut (HWWI)

Seite 4

aus einem Dorf Pionierarbeit. Gelingt es ihm, in der Fremde Fuß zu fassen, zieht er schnell weitere Migranten nach sich. Diese Netzwerke haben positive wie negative Folgen. Ein Beispiel für die negativen Folgen stellt El-Cherkeh aus Malawi vor: 70% der Ärzte und Krankenschwestern des stark von Aids betroffenen afrikanischen Landes leben heute im englischen Manchester. Diese massive Abwanderung von qualifizierten Arbeitskräften nennt man Brain-Drain. Auch in Polen und Osteuropa gibt es dieses Phänomen, und inzwischen sind qualifizierte Kräfte auf dem eigenen Arbeitsmarkt Mangelware.

Doch gibt es auch positive Folgen der Netzwerke. Insbesondere das Kapital, das Aus-

Europaweit gibt es bei 462 Mio. Einwohnern 23 Mio. Einwanderer aus Nicht-EU-Ländern, zusammen mit den bereits eingebürgerten sogar 40,5 Mio., also fast 9%. Die größte Gruppe stellen Türken dar, vor allem in Deutschland und den Niederlanden.

El-Cherkeh führt weiter aus, dass man verschiedene Arten der Migration unterscheidet. Arbeit ist eines der wichtigsten Motive für die Auswanderung, daneben auch der Familiennachzug. Rund 5 Mio. Menschen sind als Gastarbeiter nach Deutschland gekommen. Nach dem Anwerbestopp hat es noch die Möglichkeit des Familiennachzugs gegeben. Gerade als Gastarbeiter in den 1960er-Jahren seien viele gering oder gar



■ **Der Anwerbestopp wurde zum eigentlichen Beginn des Daueraufenthaltes der Gastarbeiter. Viele holten jetzt ihre Familien nach und begannen, sich auf eine längere Zeit in der Fremde einzurichten.**

nicht qualifizierte Einwanderer nach Europa gekommen, die sich heute zum Teil zu Problemgruppen entwickeln. So sind Migranten stärker von Arbeitslosigkeit betroffen, was Ressentiments weckt und die Integration erschwert. Das betrifft vor allem große Gruppen von Türken in Deutschland, von Maghrebinern in Frankreich und Bangladeshi in England.

Fehlende Qualifikation, aber auch fehlende Zugänge zum Arbeitsmarkt erweisen sich mittelfristig als Integrations-Hemmnisse. Das betrifft zum einen Asylbewerber oder Flüchtlinge, die keine Arbeitserlaubnis erhalten. Ein großes Problem in der EU ist aber auch die Nicht-Anerkennung von Ausbildungs-Abschlüssen und Berufserfahrungen. Selbst wenn von den Einwanderern noch zusätzliche Kenntnisse gefordert würden, könnte man gezielt nachqualifizieren und müsste keine komplette Ausbildung verlangen, meint El-Charkeh. Ein weiteres Pro-

blem sind die Bildungsdefizite der zweiten und dritten Generation. Dazu hat auch beigetragen, dass Deutschland bis vor kurzem nicht als Einwanderungsland angesehen wurde, obwohl mit Vertriebenen und Gastarbeitern seit Ende des Zweiten Weltkrieges Millionen von Menschen aufgenommen wurden. Dadurch sind notwendige Integrationsbemühungen vernachlässigt worden. So bleibt vielen wenig qualifizierten Migranten nur, auf minderwertige Jobs auszuweichen. Diese werden in Fachkreisen mit den drei „D“ gekennzeichnet: „dirty“ (schmutzig), „dangerous“ (gefährlich) und „demanding“ (Höchstleistungen fordernd). Viele arbeiten auf dem Bau, in Reinigungsdiensten, in der Saisonarbeit.

El-Cherkeh weist aber auch auf positive Entwicklungen hin. Es gibt in Deutschland inzwischen 300.000 Migranten als Unternehmer, die rund 1 Mio. Menschen beschäftigen. Wenn auch oft aus der Not geboren, ist das inzwischen ein wichtiger Faktor auf unserem Arbeitsmarkt. Interessant ist, dass der interkulturelle Hintergrund zu ganz neuen Geschäftsideen führt, etwa im Bereich Reisen und Handel.

Auch die neuen EU-Mitglieder treten verstärkt als Unternehmer auf. So haben seit

dem EU-Beitritt über 46.000 Polen in Deutschland einen Betrieb gegründet. Die große Herausforderung für die EU liegt in der Frage: Finden die Menschen im Zielland eine Beschäftigung, die ihrer Qualifikation entspricht? Gerade die Beschäftigungsrate bei Einwanderern aus dem osteuropäischen Raum ist sehr hoch. In den Jahren 2000 bis 2004 hat sie um 17% zugenommen. Viele dieser Menschen haben eine gute Ausbildung, arbeiten aber nur selten in ihrem gelernten Beruf.

Abschließend gibt Tanja El-Cherkeh zu bedenken, dass Migration immer mehr zu einem schillernden Phänomen zu werden scheint. Man kann heute zwischen Ländern pendeln und etwa zwei Monate in Deutschland und zwei Monate in Polen leben. Daneben gibt es die sog. Kettenmigration, d. h. polnische Frauen arbeiten in deutschen sowie ukrainische Frauen in polnischen Haushalten, ein Phänomen, das so lange Bestand haben wird, wie es ein Verdienstgefälle gibt. Entscheidend ist die Frage für jede Migrantin und jeden Migranten, was das jeweils Wichtigste für die eigene Identität ist: ethni-

Informationsmaterial der Migration Research Group (MRG) des HWWI

Studien und Publikationen:
www.hwwi.org

Länderprofile und Kurzdossiers
Service „focus Migration“:
www.focus-migration.de

sche Zugehörigkeit, Sprache, Land, Kultur...? Von dieser Frage hängt ab, wie sich Migration und Integration in Zukunft entwickeln werden. Einen optimistischen Ausblick wagt die Referentin mit dem Wort einer polnischen Forscherin: „Die Menschen sind clever, sie nehmen sich aus allen Kulturen das Beste mit.“ Im deutsch-polnischen Fall heiße das: „Fleißig sein wie ein Deutscher, aber phantasievoll wie ein Pole.“

Adalbert Ordowski

Borkener Zeitung
vom 27. Juli 2007

Zuwanderer leben in Spannungsfeldern

Beim 61. Gementreffen geht es um die Themen Migration und Integration

Gemen (geg). Beim 61. Gementreffen der Danziger Katholiken, welches noch bis Montag andauert, beschäftigen sich rund 160 Gäste in der Jugendburg mit dem Thema „Migration-Integration, Weggehen und Ankommen im neuen Europa“.

Migration und Integration werden im neuen Europa ein immer stärker diskutiertes Thema, hieß es während der Eröffnungsveranstaltung. Tanja El-Cherkeh, der Name lässt es erahnen, ist

ein lebendes Beispiel eines Menschen mit Migrationshintergrund. Tanja El-Cherkeh ist Mitglied der Migrations Research Group (MRG) des Hamburgischen Weltwirtschaftsinstitutes. Als Tochter eines Syrers, der in Deutschland studierte und dort seine zukünftige deutsche Frau kennen lernte, sei sie geprägt von unterschiedlichen Kulturen. „Als Jugendliche war das ein großes inneres Chaos, als Erwachsene bedeutet das für mich einen großen Ge-

winn“, erzählte sie den Zuhörern.

Im „Gepäck“ hatte die Referentin einiges an Zahlenmaterial, Daten und Analysen zu den Themen Zuwanderung, Flucht und Asyl sowie Integration, die sie den interessierten Zuhörern vorstellte.

So erfuhren diese unter anderem, dass Deutschland mit 6,7 Millionen Zuwanderern das viertgrößte Aufnahmeland von Migranten sei. Der Vortrag beschäftigte sich auch mit wirtschaftli-

chen Aspekten der Migration, wie der Auswirkung auf Arbeitsmärkte in den Aufnahmeländern, das heißt beispielsweise auf Löhne und Beschäftigung. Ein Spannungsfeld im Migrationsgeschehen sei die heutige Mobilität der Menschen durch Internet und Luftverkehr und auf der anderen Seite die Grenzen beziehungsweise Gesetze, die verhindern, dass Menschen Erfahrungen in anderen Ländern sammeln, berichtete die Referentin.

„Wir sind Zaungäste der Debatte“ Migration in Polen

Referent: **Adam Krzemiński**

Redakteur der Zeitschrift Polityka,
Warschau/Warszawa

Wenn es denn in Polen eine Migrationsdebatte gibt, dann spricht man dort über die Auswanderung, stellte Adam Krzemiński, Redakteur der Polityka, zu Beginn seines Referats fest. Der massenhafte Verlust von qualifizierten Arbeitskräften, die zu Gunsten besserer Verdienstmöglichkeiten ausgewandert sind, macht sich deutlich bemerkbar. Andererseits fördern die dadurch verursachten Geldrückflüsse den Wohlstand in Polen, und zwar gerade in abgelegenen Gebieten. Dies ist besonders eindrucksvoll an der Entwicklung ostpolnischer Dörfer zu beobachten.

Die Zahl der Einwanderer in Polen hält sich auch nach dem EU-Beitritt in Grenzen, so berichtet der Referent, und ist im Vergleich zu Deutschland eher gering. Vor allem aber ist sie auch in der gesellschaftlichen Debatte kein Thema. Interessant sind allenfalls Sonderfragen im Zusammenhang mit Einwanderung. So zum Beispiel die Frage, wie man mit jenen Spätaussiedlern umgeht, die unter dem Kommunismus ausgewandert sind, im Westen den deutschen Pass bekommen haben und nun zurückkehren wollen. Diese Menschen sind nämlich keine Vertriebenen, sondern waren polnische Staatsbürger, die ihr Hab und Gut dem Staat überschreiben mussten. Ihre Entschädigungsforderungen haben eine andere Qualität. Statistisch relevant sind die Rückkehrer in Polen aber nicht.

Auffallend ist eher die Gruppe von Russen, Weißrussen und Ukrainern, die ihre Dienste und Waren anbieten. Doch sie gelten – anders als in Deutschland – in Polen nicht als Fremdkörper, sondern werden als Verwandte aus dem Osten angenommen.

Auch muslimische Minderheiten gibt es in Polen. Die meisten von ihnen sind Tataren und schon seit Jahrhunderten ansässig. Auch wenn sie ihre eigene Religiosität pflegen, sind sie kein wirklicher Fremdkörper. Ein überwiegend türkisches Stadtviertel wie in Köln oder Berlin gibt es in Warschau nicht. „Die westeuropäischen Debatten über den Islam verfolgen wir nur als Zaungast“, stellte Krzemiński fest. Auch über den EU-Beitritt der Türkei streitet man nicht. Zu einer positiven Einstellung gegenüber der Türkei trägt auch die Erinnerung bei, dass das Osmanische Reich die Teilungen Polens nie anerkannt hat.

Doch auch wenn es aktuell keine Einwanderungsdebatte gibt, sollte Polen die Debatten der anderen Länder bewusst verfolgen. Schließlich könnte man von den Problemen dort lernen. Die Debatte und das Problem der Einwanderung selbst sind viel zu komplex für die Frage, ob das deutsche, französische oder britische Modell Erfolg versprechender ist. Gleichwohl hat Europa schon



lange Erfahrung mit anderen Ethnien. Vor allem die Juden bilden eine besondere Gruppe, die sich von der Gesamtgesellschaft abhebt. Es hat in Europa sowohl Juden gegeben, die national dachten, als auch Juden, die sich bewusst von der Gesellschaft absonderten. Der Streit des 19. und 20. Jahrhunderts um die Anpassungsfähigkeit der Juden erinnert, so Krzemiński, an die heutige Debatte um den Islam. Dabei ist nach ihm zu bedenken, dass die Nürnberger Rassegesetze von 1939 gerade die gelungene Assimilation der Juden bewusst rückgängig machen wollten. „Europa war und ist bei weitem nicht nur jener Hort der Humanität und Toleranz, wie es uns die Franzosen in die Präambel der Verfassung hineinschreiben wollten, sondern hat auch eine lange Geschichte der Separation, des Hasses und des Massenmordes“, behauptete Krzemiński.

■ *Osteuropäische und besonders polnischen Migranten sind in Irland nicht mehr zu übersehen. Und mit den Migranten halten auch die Läden mit polnischen Produkten selbstbewusst Einzug ins Straßenbild von Dublin.*



Die Frage der angemessenen Behandlung der Migranten im Rahmen der Nationalstaaten ist nach wie vor offen: Soll man auf Assimilation setzen oder den Gruppen einen Minderheitenstatus einräumen?

Einen Minderheitenstatus fordern zum Beispiel patriotische polnische Gruppen für die in Deutschland lebenden Polen. Wenn es in Deutschland 100.000 polnische Einwanderer gibt, warum sollten sie keinen Minderheitenstatus erhalten, wie es für islamische Einwanderergruppen diskutiert wird, lautet eine Frage.

Interessant an diesem deutsch-polnischen Streitpunkt ist, dass dieselben Patrioten nicht auf die Idee kämen, für die ebenfalls 100.000 Polen in Großbritannien Gleiches zu fordern. Die Argumentation lautet: Wenn die Deutschen in Polen Minderheitenstatus genießen, muss für die Polen in Deutschland Gleiches gelten. Solche Streitpunkte hat es schon in früheren Zeiten gegeben, in der Auseinandersetzung zwischen „Fundamentalisten der Aufklärung“ und „Kulturrelativisten“.

Doch es gibt auch fundamentale Unterschiede zwischen den Disputen vergangener Jahrhunderte und den heutigen Debatten. Auch wenn es dem polnischen Katholizismus und der Liga der polnischen Familie ein Dorn im Auge ist, sind die meisten Polen inzwischen davon überzeugt, dass Migration eine ganz normale Flexibilität darstellt. Als EU-Bürger wollen gerade die polnischen Bürger ihren Lebensort frei wählen können und sind auch zunehmend bereit, anderen dieses Recht zuzugestehen. **Adalbert Ordowski**



Wolfgang Nitschke (Moderator)



Dr. Veronika Grabe



Alla Volodarska

Migration hat immer viele Gründe

Weggehen und Ankommen? – Interviews mit Migranten

Fünf unterschiedliche Biografien, die im Podiumsgespräch zunächst vorgestellt und anschließend in Gesprächskreisen vertieft wurden, vermittelten den Teilnehmern des 61. Gementreffens aus erster Hand die vielfältigen Beweggründe für Migration. Die Gäste Dr. Veronika Grabe, Ludowika Gulka-Höll, Alla und Marianna Volodarska, das Ehepaar Reinhard und Corinna Stamm, Elif Canpolat und Gertrauda Harsch berichteten außerdem über ihr Verhältnis zur alten und neuen Heimat wie auch über Erfolge und Probleme bei der Integration in das neue „Zuhause“.

Dr. Veronika Grabe kam als Spätaussiedlerin im Oktober 1981 mit ihrem Mann aus Kattowitz nach Essen. Obwohl es dem Ehepaar Grabe in Polen wirtschaftlich vergleichsweise gut ging – beide arbeiteten als Dozenten an Hochschulen – und die Verwandtschaft in Deutschland immer wieder dafür sorgte, dass der Kühlschrank mit preiswerten Einkäufen gefüllt werden konnte, lastete die Angst vor einem Bürgerkrieg auf beiden, zumal sich Herr Grabe als Vize-Vorsitzender der *Solidarność* an der Wirtschaftshochschule in Kattowitz engagierte. Innerhalb von zehn Tagen entschied sich das Ehepaar zur Emigration und ließ dabei auch die abbezahlte Wohnung und das Ferienhaus in den Beskiden zurück. Bereut hat Veronika Grabe, wie sie selbst sagt, diesen Schritt nicht, da sie ihre polnisch-oberschlesischen Kultur in Deutschland immer offen habe ausleben können. Obwohl sie sich in Deutschland heimisch



Elif Canpolat

fühle, könne sie ihre polnischen Wurzeln und das oberschlesische Polnisch vor allem auch aufgrund ihrer Sozialisation in Polen nicht vergessen.

Auch die Jüdin **Alla Volodarska** emigrierte vornehmlich aus politischen Gründen Anfang der neunziger Jahre aus der Südukraine nach Hannover. Antisemitismus und mangelnde Möglichkeiten, den jüdischen Glauben und die jüdische Kultur leben zu können, ließen den Wunsch nach Emigration reifen. Im Gegensatz zu Veronika Grabe verfügte Alla Volodarska in Deutschland nicht über Verwandte. Dennoch gab die eigene Familiengeschichte den Ausschlag, denn schon die Vorfahren waren in eine deutsch-jüdischen Kolonie in der Südukraine ausgewandert. Die USA oder Israel waren ihr zu weit



Gertrauda Harsch



Reinhard Stamm

weg und das Ziel, in einer Demokratie zu leben, Hebräisch lernen und ihren Glauben frei ausüben zu können, sah sie am ehesten in Deutschland verwirklicht. Auch wenn das eine ironische Fußnote der Geschichte sei, wie sie selbst einräumt. Heimweh in die Ukraine habe sie selten, auch wenn sie von Zeit zu Zeit noch dorthin reise. Die Ukraine sei nie eine richtige Mutter, sondern lediglich „Stiefmutter“ gewesen. Dennoch betont Alla Volodarska sei ihre Lebensart die von „Zuhause“ geblieben, eine Mischung aus russischer, ukrainischer und jüdischer Lebensart.

Elif Canpolat kam nicht wie die beiden anderen als Erwachsene nach Deutschland, sondern musste sich der Entscheidung ihrer Eltern fügen. Die kurdischen Eltern waren zunächst nach Deutschland gekommen, um ihren gehörlosen Sohn medizinisch behandeln zu lassen. Ein Jahr, nachdem sie sich in Deutschland niedergelassen hatten, holten die Eltern Elif und ihre Schwester nach. Obwohl sie damals „keine andere Wahl gehabt“ habe, habe sie in Deutschland viel Glück gehabt,





meint Elif Canpolat. Sie habe schnell Deutsch gelernt und viele Freundschaften mit Deutschen geschlossen. Frau Canpolat betreibt nun ein Restaurant und serviert ihren Gästen neben türkischer Küche auch Pizza, doch zu Hause wird nach vor kurdisch gekocht. Sie spricht mit ihrem Mann kurdisch und feiert mit der ganzen Familie kurdische Feste, doch insbesondere mit den Kindern feiert sie auch „deutsche“ Feste wie Weihnachten. „Da bin ich sehr flexibel“ sagt sie.

Wie die Migration aus Deutschland in den Norden nach Norwegen und nach Polen in die Kaschubei aussehen kann, wurde an den Biografien von Familie Stamm und Getrauda Harsch erfahrbar.

Bei **Reinhard und Corinna Stamm** hat sich der Entschluss auszuwandern, schon früh herauskristallisiert, denn für Reinhard Stamm stand schon während des Studiums fest: „Ich will weg!“. Da beide skandinavische Sprachen studiert hatten, bot sich Norwegen an. Die Aussicht als Organistin in Norwegen arbeiten zu können, war für Corinna Stamm wichtig und die Zuversicht eine idyllische Natur vor der Haustür zu haben, halfen beiden den Trennungsschmerz von Freunden und der restlichen Familie zu überwinden.

Die Mischung aus Offenheit – „man dutzt sich mit den Norwegern und ist sehr herzlich im Umgang miteinander“ – und abweisender Verschlossenheit haben die Stamms in Norwegen als besonders verunsichernd, aber auch spannend erlebt. Reinhard Stamm verspürte besonders am Anfang eine gewisse Arroganz der Norweger gegenüber den frisch Eingewanderten, und auch die öffentliche Streitkultur beispielsweise in der Lokalzeitung war für ihn gewöhnungsbedürftig.

Nun, so versichert er, habe sich die ganze Familie eingelebt und die Kinder fühlten sich

halb als Norweger, halb als Deutsche. Insbesondere der Deutschunterricht und regelmäßige Besuche in Deutschland fördern diese Überzeugung.

Die Migrationsgeschichte von **Getrauda Harsch** darf auch als ein besonders spannendes Beispiel gelten, denn in einer Art Pendelbewegung verschlug es sie zuerst nach Weingarten in Südwestdeutschland und dann wieder zurück in die Kaschubei, wo sie auch aufgewachsen ist. Getrauda Harsch wurde zunächst während des Zweiten Weltkriegs

ist, aufgenommen. So sagt sie voller Überzeugung und Stolz: „Ich bin deutsche Kaschubin.“ Das Kaschubische hat sie erst als Kind gelernt und später dann wieder erlernt. In ihren „kaschubischen Ferien“ hat sie es sich von Neuem beigebracht und spricht jetzt wieder problemlos mit den Einheimischen. Obwohl sie einräumt, das Hochpolnische nur schlecht verstehen zu können, besitzt sie inzwischen auch einen polnischen Pass.

Besonders eindrucksvoll wurde bei allen bi-

ografischen Erzählungen zur Migration deutlich, dass der Entschluss auszuwandern immer multikausal war. In beinahe allen geschilderten Geschichten gab es Faktoren, die die Gesprächsgäste aus ihrer bisherigen Heimat „schoben“, seien es politische Gründe, die Suche nach Arbeit, die Suche nach Schutz oder medizinischer Si-

cherheit. Doch auch Hoffnungen und Wünsche, die sich mit dem Einwanderungsland verbanden, „zogen“ die Gesprächsgäste. Mit Deutschland verbanden sich neben der Aussicht auf politische, kulturelle und religiöse Freiheit sicherlich auch die Hoffnung auf eine materielle Verbesserung der Lebenssituation. Für die Emigration aus Deutschland scheinen hier andere Gründe eine größere Rolle zu spielen: Der Wunsch die Lebensqualität zu erhöhen, sich den lang gehegten Traum zu erfüllen oder an die Wurzeln der Jugendzeit anzuknüpfen. **Steffen Hauff**



von ihrem Vater nach Südwestdeutschland geholt, weil ihr Vater aufgrund von Partisanenkämpfen, um das Wohl seiner Familie bangte. Der Wunsch in die alte Heimat zurückzukehren, blieb in der Folgezeit in Deutschland bei Getrauda Harsch immer lebendig. Nach einigen Kurzbesuchen ab dem Jahre 1979 gelang es ihr schließlich, in der Kaschubei ein Grundstück zu kaufen und sich ein Haus zu bauen. Obwohl sie von den anderen Einheimischen häufig als „Niemka“ (die Deutsche) bezeichnet wurde, fühlt sie sich freundlich als „Einheimische“, die sie ja



Musik und Migration in Ostmitteleuropa

Referent: **Dr. Heike Müns**

Bundesinstitut für Kultur und
Geschichte der Deutschen im östlichen
Europa (BKGE)

Wechselbeziehungen zwischen unterschiedlichen Musikkulturen oder die Migration von Musikern sind keine neuen Phänomene, doch waren ihrer Erforschung mit dem Entstehen des „Ostblocks“ bis zur Wende 1989 buchstäblich „Grenzen gesetzt“. Es erscheint also analog zu den beachtlichen Ergebnissen der internationalen Musikwissenschaft an der Zeit, auch aus musikalisch-volkskundlicher Sicht den Versuch zu unternehmen, über freiwillige und unfreiwillige Wanderungsbewegungen, über Archive und Sammlungen und Sammler in und aus den Regionen, deren Archive jetzt wieder zugänglich sind, zu berichten, Neubewertungen vorzunehmen, aber auch möglichen neuen Verlusten entgegenzusteuern.

Wanderungen haben nicht nur die Geschichte, sondern auch die Kultur der Deutschen nachhaltig geprägt. Von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart haben Deutsche im Ausland und Fremde in Deutschland meist in großer Zahl alle denkbaren Erscheinungsformen des grenzüberschreitenden Wanderungsgeschehens erlebt: Aus-, Ein- und Transitwanderungen; Arbeitswanderung und Wanderhandel, Ausbildungswanderungen, Flucht- und Zwangswanderung von Deutschen ins Ausland und von Ausländern nach Deutschland. Und daneben gab es Binnenwanderungen über weite Strecken.

Wanderungsgeschehen und Wanderungsverhalten sind abhängig von unterschiedlichen Faktoren, historische, ökonomische, politische, religiöse, soziale, mentale spielten eine Rolle. Sie sind mit zu beschreiben, wenn es nicht um reine „Verlaufsbeschreibungen oder Reisegeschichten“ gehen soll. Diese Aufgaben werden wir von unserem Fach aus allein nicht leisten können, sondern nur in Verbindung mit den jeweiligen Fachdisziplinen, und wir haben deren Ergebnisse zu berücksichtigen, wenn wir unsere spezifischen Fragen an den Forschungsgegenstand stellen wie etwa: Welche besondere Rolle spielte der Musiker im Migrationsgeschehen, wie gestaltete sich der Alltag der Migranten, der nicht nur in der Romantik verklärt dargestellt worden ist, wie begegneten sich Einheimische und Fremde, wie reagierte die jeweilige Obrigkeit, die die Wanderungen je nach Bedarf entweder als Gewinn verbuchte oder als unerwünscht zu beschränken suchte? Und was haben die „Sesshaften“, die Einheimischen von den Wandernden an Leistungen zu verdanken? Welche spezifischen Quellen stehen uns zur Verfügung? Unter welchen Bedingungen und auf welchen Wegen kommt es überhaupt zur Migration von Musikern, Komponisten, Pädagogen, Instrumentenbauern, Musikverlegern und Reper-



toires, von Musikinstitutionen? Welche Funktion haben Grenzen im Migrationsgeschehen? Und wie wird in der musikalischen Volkskultur dem Paradigmenwechsel – weg von der Untersuchung des „Volkskulturs“, hin zur Beschreibung und Analyse der Beziehungen der Völker, Rechnung getragen? Welche Ergebnisse brachte die Öffnung der Archive in Ostmitteleuropa?

Eine Bemerkung des damaligen Leiters des Instituts für deutsche Musikkultur im östlichen Europa e.V, Klaus Peter Koch, blieb mir unvergessen:

„Die ersten Ergebnisse nach der Öffnung der Archive zeigen uns, dass die Musikgeschichte Ostmitteleuropas neu geschrieben werden muss!“

Diesem Anliegen, der Neubewertung der Musikgeschichte Ostmitteleuropas aufgrund neuer Quellenlage, ist das Bundesinstitut für

des Vereins „Lied und soziale Bewegung“ die Reaktion auf die Schließung von Archiven zu beschreiben oder aber auch über das Entstehen neuer Archive zu berichten. Es geht auch darum, den Kulturtransfer von Musikern, Institutionen und Repertoires zu verfolgen, Einblicke in eine bisher unbekannte Dimension des Wirkens deutscher Musiker im „Osten“ zu gewinnen, internationalen Wanderwege von Musikanten zu folgen und die Rezeption fremden Liedgutes in Liederausgaben zu analysieren. Einen Schwerpunkt bildet die nahezu vergessene Geschichte der jüdischen Musik.

Stalinistischer Terror verhinderte in Russland auch die Veröffentlichung und die Kenntnisnahme von Sammlungen russlanddeutscher Lieder, wie sie in den zwanziger Jahren von Victor Schirmunski und Georg Dinges (1891–1932) gesammelt worden sind. Ein Großteil der Lieder zeigt nicht nur zweisprachigen Charakter, sondern reflektiert auch die damals aktuelle Lebenswelt von Deutschen und Russen.

Nicht nur von deutscher Seite aus regt sich neues Interesse für die musikalischen Leistungen der Deutschen in Ostmitteleuropa. „Der Umstand, dass etwa in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion die einzelnen Völker bzw. Nationalitäten ihre eigenen Geschichte offen erforschen dürfen, fördert auch deutsche Namen zutage, deren Erforschung sich heute zu einem Bindeglied zwischen der deutschen Musikkultur und derjenigen nicht nur Russlands, sondern auch anderer Völker auf kulturellem Gebiet entwickeln sollte“, betont Alexander Schwab in seinem Beitrag zur Migration deutscher Musiker nach Russland.

Als praktisches Musikbeispiel erklang eine Sonate für Traversflöte und Cembalo von Johann Gottfried Mühel (1728–1788). Bei den lettischen Musikwissenschaftlern wird Johann Gottfried Mühel (geboren im Lauenburgischen Mölln) als Rigaer Musiker geführt, da er in dieser Hansestadt immerhin 35 Jahre als Organist, Dirigent und Komponist tätig gewesen war und dort einen ganz eigenen Stil entwickelt konnte, nach vielerlei Anregungen, die er nach dreijährigem Wirken als Kammermusiker und Hoforganist am Herzoglichen

Hof in Mecklenburg-Schwerin empfangen konnte. Zudem hatte er sich aufgrund einer ihm dort gewährten Studienreise in Leipzig mit Johann Sebastian Bachs polyphoner Satztechnik vertraut gemacht, im großbürgerlich anmutenden Dresden mit dem prunkvollen Opernstil von Johann Adolf Hasse, im preußischen Potsdam und Berlin mit der von Friedrich II. bevorzugten italienischen Musik, aber auch mit dem neuen Cembalo-



Kultur und Geschichte im östlichen Europa (BKGE) verpflichtet, denn zu seinem Aufgabenfeld gehört auch die Erforschung der musikalischen Volkskultur Ostmitteleuropas. Heute bietet sich Musikwissenschaftlern, Folkloristen und Archivmitarbeitern aus Deutschland und Ostmitteleuropa Gelegenheit, Funde aus bisher nicht zugänglichen Archiven vorzustellen, Archivmaterial unter diesem Aspekt neu zu sichten, am Beispiel

stil eines Philipp Emmanuel Bach; in Hamburg mit dem Kompositionsstil Georg Philipp Telemanns. Neben den Stileigenheiten damaliger Komponisten mussten es vor allem die Veränderungen im städtischen Musikleben gewesen sein, die ihm auffielen, wie die Herausbildung eines neuen Konzertpublikums, da sich die Konzerttätigkeit aus den Kirchen in die Konzertsäle verlagert hatte. Ein solches Publikum, wie es beispielsweise Carl Philipp Emmanuel Bach zur Verfügung stand, konnte Mithel nach seiner Rückkehr in dem ländlichen Schwerin mit seinen etwa 4.000 Einwohnern nicht finden, vermutlich der Hauptgrund, dass er 1753 der Einladung seines Bruders nach Riga folgte.

Migration im Zusammenhang mit musikalischem Transfer bezieht sich jedoch nicht nur auf die Wanderungen von einzelnen Musikern oder Musikergruppen allein, wie am Beispiel Mithels skizziert oder in einer der bekanntesten und mehrfach ausgewerteten Quellen für das 18. Jahrhundert, Jacob von Stählins „Nachrichten von der Musik in Russland“ exemplarisch beschrieben ist. Deutlich wird, dass das Repräsentationsbedürfnis an den Höfen, aber auch der Mangel an gut ausgebildeten Musikern im eigenen Land entweder fremde Musiker magisch anzog oder Musiker von ihren Herren wie ein Reisegepäck mitgenommen wurden. Als der Gottdorfer Herzog Carl Friedrich im Jahre 1720 beispielsweise als russischer Thronprätendent von Kiel nach St. Petersburg zog, nahm er den Rest der einstigen Gottdorfer Hofkapelle mit, bestehend aus „etwa einem Dutzend Deutscher wohlgeübter Musiker“. Folgt man dem Bericht, so wohnte Zar Peter der Große „diesem Herzoglichen Kammer-Concert nicht nur selbst öfters bey, sondern ließ es fast alle Woche einmal auch an seinem Hofe spielen. Dasselbst fand es umso mehr allgemein Beifall, je neuer und angenehmer es den vornehmen Russen, im Vergleich all ihrer bisherigen Musik, vorkommen musste.“

Mit diesem Musikerensemble wanderte also zugleich deren gesamtes musikalisches Repertoire vom äußersten Westen des Ostseeraumes in den äußersten Osten. „Diese bis dahin in Russland unerhörte Musik bestund in Sonaten, Soli, Trii, und Concerten, von Telemann, Kayser, Haynichen, Schultz, Fuchs, und andern damals berühmtesten Deutschen sowohl, als von Corelli, Tartini, Porpora und andern Italienischen Componisten.“ Auch die Instrumente waren natürlich mitgekommen (Cembalo, Violinen, Viola d’amore, Violoncello, Kontrabass, Oboen, Traversflöten, Waldhörnern, Trompeten, Pauken) und von dieser Zeit an betätigten sich die deutschen Musiker dort auch als Instrumentallehrer für russische Schüler: „Von derselben Zeit an wurden diesen deutschen Musikern bereits viele junge Russen, zur Erlernung der Musik auf verschiedenen Instrumenten, in die Lehre gegeben.“ Denn vergleichbare musikalische Ausbildungsstätten existierten in Russland noch nicht. Auch auf Verbesserung der Spielbarkeit von In-

strumenten nahmen deutsche, böhmische und italienische Gäste in Petersburg Einfluss, ein Kulturtransfer mittels Arbeitsmigration, wie er auch etwa durch das Wirken böhmischer Musikanten in Deutschland zu belegen ist.

Eine der ersten bedeutenden russischen musikalischen Ausbildungsstätten in Petersburg geht auf Initiative des Peter Prinz von Oldenburg zurück, wie u. a. Recherchen im Petersburger Archiv durch Natalia Glianseva belegen. Der Prinz von Oldenburg (vollständiger Name: Konstantin Friedrich Piotr), wurde am 14. 8. 1812 in Jaroslavl geboren, wo sein Vater den Posten eines Generalgouverneurs bekleidete. Väterlicher-



seits war er ein direkter Nachkomme des Herzogs von Oldenburg und mütterlicherseits Urenkel Katharinas der Großen und Neffe der russischen Kaiser Alexander I. und Nikolaus I. Nach dem Tode des Vaters siedelte die Familie nach Deutschland über. In Stuttgart und Oldenburg erhielt Peter Prinz von Oldenburg seine Ausbildung. Er beherrschte mehrere europäische Sprachen und spielte ausgezeichnet Klavier. 1830 lud der regierende Kaiser Nikolaus I. seinen 18-jährigen Neffen nach Russland ein, er absolvierte den Militärdienst und wurde dann Mitglied des regierenden Senats. Zu seinen Verdiensten wird eine Stiftung gerechnet, die Errichtung einer rechtswissenschaftlichen Schule, an der zugleich Musik gelehrt wurde, die besten Musiker Petersburgs unterrichtet hier.

In diesem Kontext haben wir es also nicht mit einer Migration von Musikern von West nach Ost zu tun, sondern um die Migration von Ideen.

Ein Grund für die Migration von Gesangbuchtexten aus Deutschland nach Lettland war dagegen der Mangel an Druckereien. Der estnische Liedforscher Toomas Siitan betonte, dass der Kirchengesang noch am Anfang des 20. Jahrhunderts in den baltischen Provinzen so verschiedenartig gewesen sei, dass mehrere Gesangbücher gebraucht wurden: zwei estnische (eins auf reval-estnisch für das Gouvernement Estland und ein anderes auf Dorpat-estnisch für Livland), zwei lettische (für Livland und Kurland) und wenigstens drei deutsche. Das erste gedruckte baltische Choralbuch wurde dann 1810 von dem in Danzig geborenen kurländischen Pastor Gottfried Georg Mylich (1735–1815) veröffentlicht.

Aus deutscher Sicht stehen vergleichende hymnologische Untersuchungen gerade aus den neuen Bundesländern noch aus. Hier sind erste Ergebnisse von Tagungen zum geistlichen Lied im Ostseeraum zu nennen, die in der Universität Greifswald als „Kolloquium Ethnographicum Balticum“ seit einigen Jahren Forscher aus den Ländern um das Mare Balticum vereinen.

So wurde in Greifswald u. a. mit der Auswertung einer wichtigen Quellensammlung, die zu DDR-Zeiten nicht geleistet werden konnte, begonnen. Es handelt sich um die so genannten „Vitae Pomeranorum“, eine in Greifswald überlie-

fernte Sammlung von biographischen Dokumenten pommerischer Persönlichkeiten des 16. bis 19. Jahrhunderts. Etliche Akten dieser außergewöhnlichen Sammlung enthalten Musik, in der Regel zu Gelegenheiten von Hochzeits- und Trauerfeierlichkeiten. Diese Gebrauchsmusiken bieten in ihren Kontexten aufschlussreiche und vielfältige Einblicke in die Alltagskultur des Barock, vor allem in Pommern. Man kann dem Greifswalder Forscher Peter Tenhaef nur zustimmen, wenn er schlussfolgert: „Es zeigt sich deutlich, „dass die musikalische Forschung wohl noch weiter als die literaturwissenschaftliche von einer einigermaßen vollständigen Erfassung und Aufarbeitung der barocken Gelegenheitswerke entfernt ist. Umso notwendiger erscheinen regionale Studien, die schließlich zu vernetzen sind. Gerade der Ostseeraum bietet dazu, vor allem wegen der sehr einheitlichen Ausstrahlung des deutschen Luthertums, ein aufschlussreiches Forschungsfeld.“

Zwischen Anpassung und Parallelgesellschaft

Die Defizite liegen beim Staat und nicht bei den Menschen

Referent: **Christoph Nick***
Brüssel

Zu seiner Person: die Familie kommt aus Duisburg, er ist im Münsterland aufgewachsen, hat in Stuttgart und an der Nordsee gewohnt, lebte dann in Heidelberg und München, leitete in Afrika (Tschad) ein Entwicklungshilfeprojekt und ist seit zwei Jahren in Brüssel tätig. Seine Frau stammt aus Mauritius und war in erster Ehe mit einem Polen verheiratet, kurz: eine Biografie, die von Migration und Integration geprägt ist.

Das Tagungsthema „Migration – Integration“ hält Nick gleichwohl für eines der schwierigsten Themen. Dieser Prozess sei erst am Anfang, zum Beispiel durch den Integrationsgipfel.

In seinem Vortrag offenbarte Christoph Nick durchaus überraschende Ansichten, die man von einem Mitarbeiter der Grünen vielleicht so nicht erwartet hätte: Dass der Prozess von Migration und Intergration erst am Anfang stehe, liege auch am demographischen Wandel: Europa wird alt. „Wir haben unterschiedliche Geburtenraten, zum Beispiel gibt es südlich des Mittelmeeres hohe Geburtenzahlen, in Europa sind sie rückläufig. Es wird zu einem Austausch kommen, unter anderem deshalb, weil wir in Europa ein Wohlstandsgebiet sind.“ Es sei attraktiv nach Europa zu kommen, weil hier auch demokratische Gesellschaften vorhanden sind. Generell müsse man aber sagen: Es gibt weder für die Migration noch für die Integration eine Lösung. Es gibt immer nur kleine Schritte.

In Deutschland laufe die Integration „fantastisch“, nämlich auf der Ebene der Menschen. Deutschland und Europa vollbringen eine ganz erstaunliche Integrationsleistung und das schon seit vielen Jahrzehnten. Dabei müsse man klar sagen: „Die Defizite liegen beim Staat und nicht bei den Menschen.“ Kirchengemeinden und Vereine engagieren sich und auch Migranten. Das komme in der Diskussion oft zu kurz. Die Grünen seien lange die einzige Partei gewesen, die sich des Themas angenommen hat. „Wir sind eine Zuwanderungsgesellschaft. Inzwischen ist das verstanden worden. Nur wir sind es gar nicht mehr“, sagte Nick. „Wir haben in etwa so viel Wegzug wie Zuzug. Es geht pro Jahr um 400.000 bis 600.000 Menschen, die weg- oder zuziehen. Wir sind Zuwanderungs- und Abwanderungsgesellschaft. Der Trend verstärkt sich jedoch zur Abwanderungsgesellschaft, da Leute aus Deutschland wegziehen – gerade die gut Ausgebildeten – weil sie woanders bessere Bedingungen für ihre Karriere finden.“ Die meisten Auswanderer blieben aber in Europa.



Für die Gesellschaften problematisch sei die nicht-europäische Einwanderung. Mit dem Ankommen im neuen Europa hätten die meisten von uns noch ein Problem, erklärte Nick. Nach den negativen Referenden zum Verfassungsvertrag in den Niederlanden und in Frankreich habe die Europäische Union eine ganz große Krise durchlaufen, mit die größte seit Gründung der EWG 1958. „Wir, die Altgesellschaft sozusagen, sind dabei im neuen Europa selbst noch gar nicht angekommen. Wir müssen uns selbst auch integrieren ins neue Europa, das gerade heranwächst und einen Platz in der Welt des 21. Jahrhunderts sucht und sich dort behaupten will. Europa war Jahrhunderte lang führende Kraft. Diese Zeit ist vorbei. Wir befinden uns in einem Prozess der Globalisierung. Und sich in diesem Prozess als Europäer zu fühlen, ist nicht leicht. Man muss nur in die Medien schauen: Dort wird gefragt, was habe

ich für einen Nutzen von Europa. Niemand fragt mit den Worten John F. Kennedys: Was kann ich für Europa tun? Leisten wir Integration nicht, sinken die Chancen. Einig sein, macht stark“, so der Referent.

Christoph Nick selbst kommt aus einer Generation, die eben nicht versucht habe, sich anzupassen, sondern die versucht habe, eine Parallelgesellschaft aufzubauen. Vor 30 Jahren gab es die alternative Bewegung, die versucht habe, auszubrechen aus der Gesellschaft, in der sie groß geworden ist, und eine neue, bessere Gesellschaft aufzubauen, die weniger selbstausbeuterisch und selbstzerstörerisch sein sollte. Sich anzupassen war damals die größte persönliche Niederlage, die man erleiden konnte. Mit der Parallelgesellschaft sei die alternative Bewegung gescheitert, sagte Christoph Nick. Seine Generation ist immer wieder in das System, in dem sie lebte, zurückgefallen. Möglich war damals nur eine Veränderung. Und mit dieser Veränderung sei seine Generation mehr als erfolgreich gewesen.

Weggehen war damals ein Ziel an sich. Die Heimat zu verlassen, hieß, die Welt kennen zu lernen. Dies galt als ideologischer Bestandteil. Er selbst erlebte mehrere Anpassungen. Zum Beispiel als Norddeutscher in Württemberg. Er musste sich anpassen, was er dann zum Teil gemacht habe.

Eine größere Erfahrung mit der Anpassung hatte er als Weißer in Afrika – im Tschad. Viele hatten noch niemals einen Weißen gesehen. „Man ist Außenseiter. Auch als Leiter eines Entwicklungshilfeprojekts.“ Im Tschad hätte er sich nur auf eine oberflächliche Art integrieren können, sagte Nick. Wesentlich seien für ihn zwei Dinge gewesen: als Weltbürger sei er nach Afrika gegangen, als Europäer zurückgekommen. Er habe in der Fremde überhaupt das Eigene erst erkannt und geschätzt.

Diese Erfahrung treffe auch auf jeden Nicht-



■ Bilder aus dem Tschad.

* Christoph Nick (Jahrgang 1956) betreut den Bereich Öffentlichkeitsarbeit der Deutschen Gruppe innerhalb der Grünen-Fraktion des Europäischen Parlaments.

europäer zu, der nach Europa kommt. Er wird das Eigene mit ganz anderen Augen und neu sehen. Er wird das, was er an seiner eigenen Kultur gut findet, schätzen lernen. Man kann von niemandem verlangen, dies aufzugeben. Diejenigen, die aus Danzig weggehen mussten, werden das bestätigen, meinte Christoph Nick. Die Kultur haben sie noch mal ganz anders begriffen. Es sei durch die Jahrhunderte zu beobachten, dass diejenigen, die auswandern, die alten Werte bewahren, während sich die Heimatgesellschaft verändert, moderner wird.

Dieser Faktor spielt zum Beispiel bei den Türken, die nach Deutschland gekommen sind, eine wichtige Rolle. Die erste Generation hat die Türkei verlassen, als die Türkei noch nicht das war, was sie heute ist. Noch nicht so integriert in die europäische Wirtschaft zum Beispiel. Und es gebe Stimmen aus der Türkei, die sagen, dass die Türken, die in Deutschland leben, weit hinter dem zurück sind, was die Türkei schon lebt.

Ein anderer Punkt ist, auch in der Fremde das Gemeinsame zu sehen. Nick hatte mit vielen Muslimen zu tun. „Bei all der Fremdheit, entsprachen mehr als 90 Prozent der Probleme denen, die wir haben, wenn auch auf anderem Niveau. Es geht darum, dass die Kinder frei und mit guter Schulbildung aufwachsen. Auch Familienverhältnisse gleichen sich oft.“ Man schaue häufig zu stark auf die Unterschiede. Das sich Gleichende müsse einen viel größeren Raum einnehmen.

Gleichwohl gibt es Parallelgesellschaften in Europa. Wir sehen oft nur die äußere Fassade und nicht die Durchmischung.

Christoph Nick plädierte dafür, sich nach Europa zu integrieren und nicht nach Deutschland.

So ist der Islam mit 20 bis 30 Millionen Menschen in Europa vertreten. Wenn man als Muslim in Europa lebe, dann gebe es keine Parallelgesellschaft, sondern eine Subkultur der europäischen Kultur. Das Problem sei die Abschottung. In Frankreich habe er zum Beispiel erfahren, dass Buslinien nicht mehr bedient werden, weil Busfahrer gefährdet waren. Es entstünden rechtsfreie Räume. Das dürfe nicht sein. „In den Pariser Vorstädten sind die Einwanderer stark vertreten und bekommen, wenn es Trouble gibt, trotzdem eins auf die Nase“, sagte Nick. Da habe der Staat die große Aufgabe, das Recht durchzusetzen. Er plädiere sehr dafür, dass jeder nach seiner Façon leben dürfe, mit seiner Religion, seinen Sitten und Gebräuchen. Und dass der Maßstab nur das Gesetz sein dürfe. Das sei in Deutschland die demokratische Verfassung, und das seien in Europa die Menschenrechte. Das müsse durchgesetzt werden. „Da haben wir in Deutschland Defizite, auch aus schlechtem Gewissen heraus.“

In Frankreich gebe es beispielsweise Absprachen zwischen Banden und Polizei. Damit dort Ruhe herrscht. Solche Dinge dürften nicht passieren. Aber auch in Berlin gibt es eine Parallelgesellschaft, wo man als Türke leben und arbeiten kann, ohne jemals mit

deutschen Dingen in Berührung zu kommen. Man brauche andere Gesellschaftsteile gar nicht mehr. Ob das zukunftsfähig sei, daran zweifelte Christoph Nick. Es sei eine Übergangsphase. Der Vermischungsprozess der Kulturen werde sich fortsetzen.

Nick verwies aber auch auf Parallelgesellschaften, die in Deutschland kaum wahrgenommen werden. In Mallorca lebt eine große Kolonie von Deutschen, die kein Interesse habe, sich in Spanien anzupassen oder zumindest die Sprache zu lernen. In Brüssel gebe es die Eurokraten. „Man kann in Brüssel leben, ohne jemals mit einem Belgier zu tun zu haben, wenn man das will.“

Auf den Hinweis, dass an die Brennpunkte innerhalb einer (geschlossenen) Parallelgesellschaft fast nur noch Sozialarbeiter herankommen, stellte Christoph Nick fest, dass der Staat bisher zu wenig in diese Art der Arbeit investiert habe.

Die Kinder und Kindeskinde der Zuwande-



rer haben größere Probleme in der Integration als die erste Generation. Deutschland hat sich lange darum nicht gekümmert. Die Investitionen in diesem Bereich zu erhöhen, sei wichtig. Er sei der Überzeugung, dass wir zu wenig Polizeipräsenz in betroffenen Stadtvierteln haben. Dies gelte auch für Begleitung durch Sozialarbeiter. „Man muss nah an den Menschen sein. Nur dann kann man sehen, was passiert, und auch handeln.“ Doch auch die Gesellschaft müsse ein Angebot machen für Integration. Deutschland diskutiere, als ob Integration ein technisches Problem wäre. „Wir schreiben einen Sprachkurs und einen Bildungskurs über Demokratie vor und glauben, ein wichtiger Grundstein für Integration sei gelegt.“ Er sei zwar nicht gegen solche Kurse, aber jemand der die Sprache nicht lernen will, wird sie nach Ende des Kurses wieder vergessen. Denn keine Seite kann die andere Seite zwingen, wenn sie nicht will.

Vor den Problemen mit dem Islam dürften wir die Augen keinesfalls verschließen. Es gebe Muslime, die den westlichen Weg nicht annähmen. Und in diesem Zusammenhang formulierte Nick: „Da müssen wir uns selbst wieder mehr wahrnehmen. Unsere eigenen Werte. Der Westen hat sich ein bisschen verloren. Durch seinen Erfolg nämlich. Was Europa an Kultur hervorgebracht hat, hat

die Welt erobert. Wir kommen jetzt an die Grenzen. Wir müssen uns ändern.“

„Um den Begriff der Leitkultur kommen wir dabei nicht herum“, bemerkte er. Diese sei zum „Kampfbegriff“ geworden. Aber wir müssten fragen, was wir als Europäer erreichen wollten: „Es kann nicht sein, dass wir nur unseren Wohlstand und die Anzahl unserer Urlaube verwalten wollen. Eine Gesellschaft, die erfolgreich integriert, sollte auch Arbeitsmöglichkeiten bieten. Da haben wir große Defizite. Im Moment sieht es zwar besser aus, denn tolerant bin ich dann, wenn ich etwas zu geben habe. In einer Notsituation kann ich es/mag ich es nicht sein. Aber – wer Arbeit und Geld hat, integriert sich leichter.“

Und damit beschreibt er einen wesentlichen Punkt: Das Bildungssystem sei der Schlüssel. Es vermittele die Leitkultur und die Fähigkeit, in einer Gesellschaft leben zu können. Und hier habe Deutschland eklatant versagt, sagte Christoph Nick. Die deutsche Bildung sei lange Zeit Vorbild gewesen. Dann kam der sog. PISA-Schock. Mit dem Ergebnis, dass es in Deutschland einen erkennbaren schichtenspezifischen Bildungserfolg gibt.

So ergibt sich die Herausforderung: Wir müssen Offenheit mitbringen. Unser Konzept hat Parallelgesellschaften gefördert. Wir hätten nun die Aufgabe, Aufstiegsmöglichkeiten in unsere Gesellschaft zu bieten.

Was die Trennung von Kirche und Staat betrifft, die wir uns in Deutschland erarbeitet haben und die genau so wie die Gleichheit der Geschlechter Konfliktpotenzial mit dem Islam birgt, sagte Nick, die Trennung von Kirche und Staat müsse in Bezug auf den Islam durchgesetzt werden. Es sei eine harte Nuss zu knacken, weil der Islam ein absolutistisches Weltbild habe. Es dürfe keine falsch verstandene Toleranz geben. Wie das zu machen sei? Da müsse man näher an die Menschen herangehen. Man komme da aber bald an Grenzen. Auch, was die Menschenrechte betreffe. Wie eine Familie jeweils zusammenlebt, da habe man keinen Einfluss. Die meisten Kinder wachsen jedoch in unserem Bildungssystem mit der Gleichberechtigung auf. Ob das in den Familien auch gelebt werde? – Dies jeweils zu erfahren sei man relativ allein.

Für eine demokratische Gesellschaft wie die unsere in einem geeinten Europa zieht er aber den Schluss: „Aber wir müssen darauf bestehen, dass das Recht eingehalten wird. Eine schnelle Lösung gibt es nicht.“ Und: Entscheidend bleibt, dass wir selbstbewusst unsere Werte leben und diese auch verteidigen.

Arndt Brede

Parallelgesellschaften in Osteuropa

Referent: **Dr. Gerhard Gnauck**

Korrespondent der WELT / Morgenpost
in Polen, Warschau

Es waren durchaus auch überraschende Erkenntnisse, die Gerhard Gnauck in seinem Vortrag präsentierte. Parallelgesellschaften, das sind differenziert zu betrachtende Phänomene. Gnauck beleuchtete Minderheiten, die sich schlecht oder gut integrieren oder sogar zum Machtfaktor in ihrer neuen Gesellschaft werden.

Ein Beispiel für letztere Entwicklung findet sich in Russland: In St. Petersburg planen chinesische Investoren den Bau eines ganzen Stadtviertels. Es gibt zwar offiziell nur 4.000 Chinesen in der 5-Millionen-Einwohner-Stadt St. Petersburg. Aber Chinesen haben über die Jahre dort schon Hotels oder Restaurants eröffnet. Jetzt also der Bau eines Stadtviertels. Eine Million Quadratmeter Wohnraum und Büroflächen für 1,3 Milliarden Dollar. Das sind die Kennzahlen für das Projekt von Investoren aus Shanghai. Proteste von Einwohnern gibt es bereits. Es gibt Schätzungen, dass sich zwischen 35.000 und bis zu acht Millionen Chinesen in Russland niedergelassen haben. Die Wahrheit liegt vielleicht in der Mitte. Die russische Bevölkerung dagegen schwindet im fernen Osten Russlands.

Seit dem Niedergang des Kommunismus gibt es in Polen, Tschechien oder auch Ungarn eine gegenläufige Entwicklung. Und: Dort ist die Lebenserwartung gestiegen. Um einige Jahre. In Russland und der Ukraine ist sie dagegen um einige Jahre gesunken. Hinzu kommen Alkoholismus, Aids etc. Und: eine Einwanderungswelle aus China in den fernen Osten Russlands. Einer der Aspekte dieser Welle: Russische Frauen haben dort die Wahl: Heirate ich einen Mann, der mich schlägt, der die Kinder vernachlässigt und der das Geld nicht nach Hause bringt? Oder



heirate ich einen Mann, der mich respektiert, der ein Geschäft gründet, der für die Ausbildung der Kinder sorgt und der nicht trinkt? Dann nämlich heirate ich einen Chinesen. Eine Minderheit, so Gnauck, die in ihrer neuen Gesellschaft eine Art Machtfaktor werden könnte.

Beispiele für eine schwierige Integration: Roma in Mittel- und Osteuropa. In Rumänien gibt es zwei Millionen. In der Slowakei laut Volkszählung 91.000, tatsächlich wohl 400.000 Roma. Sie waren in der Zeit des Kommunismus halbwegs integriert, hatten Arbeitsplätze. Nach 1989 ist das zusammengebrochen. Sie sind in die Arbeitslosigkeit zurückgefallen. Heute gibt es in der Slowakei etwa 600 relativ geschlossene Roma-Siedlungen. In Rumänien sind teilweise Roma in Dörfer nachgewandert, wo Rumänien-Deutsche abgewandert sind. Gnauck berichtete aus eigenen Besuchen in solchen Dörfern, es sei ein regelrechter Zivilisationsbruch, was die sanitären und sonstigen Verhältnisse betreffe. Die Menschen dort seien von Arbeitslosigkeit von bis zu 100 Prozent betroffen. Jetzt versuche die EU, kleine

Häuschen zu errichten für die Roma-Familien in der Slowakei. Die EU stößt damit auf teils sehr negative Reaktionen der slowakischen Bevölkerung. Ein Bürgermeister habe gesagt: „Auch wenn ihr denen die Häuser baut, die machen die wieder kaputt.“ Also eine Gemeinschaft, die sich sehr schwer integriert, die dazu neigt, abgeschlossene Viertel zu bilden, die teilweise nur ihre eigene Sprache spricht, deren Kinder nicht zur Schule gehen, Analphabeten sind.

In Polen hingegen sind Roma besser integriert. Trotz der Neigung parallele Strukturen aufzubauen und durchaus eigenwillige Geschäftsideen zu entwickeln. Ein Beispiel: Die polnische Polizei und Staatsanwaltschaft haben mit Kollegen aus Schweden in Schweden einen Angehörigen der Roma aus Polen festnehmen wollen, der arbeitssuchende Polen aus Polen holt und sie in Schweden zwingt, zu Einbrechern zu werden.

Minderheiten suchen sich eine Nische, sagt Gnauck. Bei den Roma denke man an die Zigeunermusik.

Ein anderes Beispiel für solch eine Nische, finden wir in der Ukraine. Die dortigen Tartaren sind Muslime. Stalin hat sie deportiert. Sie sind zurückgekommen und es leben dort wieder eine Viertelmillion Tartaren. Sie haben große Probleme mit der Arbeitslosigkeit. Und sie wollen als ehemalige Deportierte wieder Land haben. Probleme also einerseits, andererseits haben sie eben auch eine Nische gefunden, wo sie für sich und andere tätig werden können: die Gastronomie. Es gibt dort viele tatarische Restaurants.

Ein Fall von gelungener Integration: Vietnamesen in Warschau. Im großen Sportstadion, das vor 15 Jahren zu einem riesigen Basar umfunktioniert wurde, trifft sich die ganze Welt von Klein-Händlern. Gnauck berichtete, er habe kürzlich von einer Art Stadtführung durch diese Art kleines „Chinatown“ oder Klein-Saigon gehört. Geleitet von Führern durch dieses Gewirr. Das Ganze habe in einem buddhistischen Tempel mitten in Warschau geendet. Seit Mitte der 50er Jahre gibt es Vietnamesen in Polen. Viele sind nach dem Ende des Kommunismus in Polen geblieben, so dass es jetzt 40.000 bis 60.000 Vietnamesen in Polen gibt. Zum Vergleich: In Deutschland gibt es etwa 100.000, in Frankreich etwa eine halbe Million. Vietnamesen sind in Polen gut organisiert. Sie organisieren eigene Kindergärten etc. Gastronomie, Textilhandwerk, Akupunktur sind Bereiche, in denen sich Vietnamesen betätigen. So gibt es 300 bis 400 Bars allein in Warschau. Sie sind eine Kultur, die ihren Kindern Aufstiegschancen gibt, erklärt Gnauck.

Ob das mit den Tschetschenen in Polen auch so gelingt, bleibt abzuwarten. Obwohl es

■ **Eine andere Art von Integration: Vietnamesenmarkt in Warschau. Im großen Sportstadion, das vor 15 Jahren zu einem riesigen Basar umfunktioniert wurde, trifft sich die ganze Welt von Klein-Händlern.**



große Sympathie in Polen für Tschetschenen gibt, weil sie Opfer russischer Politik sind. Sie sitzen aber auf gepackten Koffern, weil sie nach Deutschland wollen.

So viel zu Parallelgesellschaften in Osteuropa heute. Gnauck gab aber auch Einblicke in die Zukunft.

So habe die polnische Regierung gerade Maßnahmen getroffen, aufgrund des Arbeitskräftemangels in manchen Branchen Bürgern der östlichen Nachbarländer die Einreise als Gastarbeiter zu erleichtern. Handwerker, Bauarbeiter, Landwirtschaftsarbeiter etc. arbeiten in solchen Branchen. Hinzu kommt, dass Polen gemeinsam mit der Ukraine 2012 die Fußball-Europameisterschaft ausrichten wird. Dazu muss viel neu gebaut werden. Vielleicht wird eben das Stadion, in dem der riesige Basar floriert, umgebaut. Andere Überlegung: Neubau. So greift eben eines ins andere, was Parallelgesellschaftsphänomene betrifft.

Nun können also Ukrainer, Russen und Weißrussen relativ einfach für eine gewisse Zeit in Polen arbeiten. Aber: Viele dieser Leute werden voraussichtlich in Polen bleiben. Sie werden heiraten, Geschäfte gründen oder aber auch illegal bleiben. Ein früherer polnischer Außenminister habe gesagt, in ein paar Jahren werde es in Polen eine große ukrainische Bevölkerungsgruppe geben. Und vielleicht auch eine weißrussische. Schon jetzt gebe es 100.000 bis 200.000 Ukrainer und Weißrussen.

Ein weiterer Aspekt des Vortrags von Gnauck behandelte Parallelgesellschaften aus Osteuropa in Westeuropa. Es gibt eine enorme Arbeitsmigration aus den neuen Beitrittsländern nach Großbritannien und Irland, die von Anfang an ihre Arbeitsmärkte geöffnet haben. Andere folgen jetzt: Spanien, Holland, Schweden etc. So kommen zum Beispiel Balten, Polen oder Slowaken dorthin. Aus Polen sind vermutlich ein bis zwei Millionen Menschen im Ausland. Gnauck traf eine Polin, die in Edinburgh/Schottland lebt. Sie sagt, 30.000 bis 60.000 Polen sind seit dem Beitritt Polens zur EU eingewandert. Und heute gibt es zweimal am Sonntag pol-

EM 2012						
Stadion (Ort; Neubau / Modernisierung; weiche Spiele)	Zuschauer-Kapazität	Kosten (PLN)	Baubeginn (Plan)	Fertigstellung (Plan)	Design	Einrichtungen im und um das Stadion
Nationalstadion (Warschau; Neubau; Eröffnungsspiel)	55.000	über 1,2 Mrd.	2009	III. Quartal 2009	Polnisch-deutsches Architektenkonsortium JSK, GMP International u. "Schlach Bergermann und Partner"	Teil eines Sport-Großkomplexes mit Großsporthalle, Aquapark, Raseisbahnhockeyplätzen, Hotel, Kongresszentrum, Gastronomie, Einzelhandels- und Serviceeinrichtungen; Sitz des neuen Sportministeriums; Metro-Station
Lech-Poznan-Stadion (Poznan; Modernisierung; Gruppenspiele)	50.000	456 Mio.	k.A.	2010	Modern Construction Systems	Gastronomie-, Einzelhandels- und Serviceeinrichtungen; Renovierungsarbeiten an zwei Seiten der Fußballtribüne dauern an (eine Seite abgeschlossen); geplant ist Überdachung des gesamten Objekts (Schiebedach)
Baltic Arena (Gdansk; Neubau; Gruppenspiele, Viertelfinale)	44.000	500 - 650 Mio.	Dezember 2008	2010	Rhode Kellermann-Wawrosky-Studio	Gastronomie-, Einzelhandels- und Serviceeinrichtungen; Fernsehstudio; Konferenzsäle; Büroräume; Museum des Fußballvereins Lech Gdansk
Stadion (noch ohne Namen; Wrocław; Neubau; Gruppenspiele)	44.000	520 Mio.	2008	2009	JSK	Acherbahn, Tennisplätze, Schießanlage, Schwimmbad (Hallen- und Freibad), Sporthalle, Baseballplatz, Gastronomie-, Einzelhandels- und Serviceeinrichtungen; Museum (noch unklar, welches); ursprünglich am Ort des alten Olympischen Stadions geplant, jetzt im Stadtviertel Maslice
Wisla-Krakow-Stadion (Krakow; Modernisierung *)	33.000	230 Mio.	k.A.	2010	Wojciech Obdulowicz Studio Architektoniczne	Gastronomie-, Einzelhandels- und Serviceeinrichtungen; Modernisierung des Objekts dauert bereits einige Jahre an; Stadion hat 2 Tribünen; auch Bau eines Nordflügels mit großem Pressezentrum geplant
Slaski-Stadion (Chorzow; Modernisierung *)	50.000	200 Mio.	2008	2010	Zakład Projektowania i Wdrożen TB	Drei Sporthallen, Saunen, Jacuzzi, multimediales Zentrum; Überdachung der Tribünen, Konferenzräume, Gastronomie-, Einzelhandels- u. Serviceeinrichtungen ab Dezember 2010 sollen Tribünen modernisiert u. Parkplätze gebaut werden

*) auf der Reserveliste; Quellen: Gazeta Prawna, The Real Estate Voice, Euro 2012 Offices Gdansk und Poznan

nische Gottesdienste sogar in der Kathedrale. Ein sprechendes Beispiel für die Integrationsfähigkeit der Minderheiten. In zwei Generationen werden deren Kindern vielleicht nicht mehr polnisch sprechen, sondern ganz normale Schotten werden. Polen mieten Wohnungen nicht mehr unbedingt. Sie kaufen sie. Sie holen ihre Familien nach. In Polen bereitet diese Entwicklung Sorgen. Die Frage ist, ob sie zurückkommen. In Polen fehlen diese Leute schon jetzt. Die deutsche Politik beleuchtete Gnauck ebenfalls. Deutschland habe ihre Arbeitsmärkte zunächst gesperrt. Es sei aber ein Umdenken zu beobachten. Ein deutscher Unternehmerverbandspräsident sprach sich dafür aus, die osteuropäischen Arbeitnehmer nicht zu benachteiligen. Gnauck begrüßte dies. Die Diskussion nach dem Vortrag bot ebenfalls viele Facetten. Wie bereitet sich die EU auf Entwicklungen wie Proteste der Bevölkerung gegen die Ansiedlung von Minderheiten vor? Was tut die EU für den Minderheitenschutz? Fragen, zu denen Gnauck Stellung bezog. Die EU siede niemanden an. Das Beispiel der Häuser für Roma mit EU-Mitteln betref-

fe Menschen, die schon da seien. Allerdings in schlechten Verhältnissen leben.

Roma in Polen, als Antwort auf die Frage nach einem Minderheitenschutz, seien zahlenmäßig eine relativ kleine Gruppe, so dass ihre Anwesenheit nicht in den Köpfen der Bevölkerung verankert sei. Sie sei offenbar keine so problematische Gruppe. Vom polnischen Bildungsministerium sei eine Broschüre für den Unterricht in den Schulen herausgegeben worden über Kultur und Geschichte der Roma. Es gebe Schriftsteller in Polen, die ihr Werk den Roma gewidmet hätten.

Die Frage, warum der deutsche Arbeitsmarkt gesperrt worden sei, beantwortete Gnauck wie folgt: Mit der EU-Osterweiterung sei folgende Regel gefunden worden: Die alten Mitgliedsländer könnten ihre Arbeitsmärkte bis 2011 befristet sperren. Deutschland habe Tradition in der Angst, es kämen Menschen aus dem Osten. Zweitens: in Deutschland hat man unangenehme Vorurteile. Man hat nicht wahrgenommen, dass Polen sich von allen Ausländergruppen am besten integriert hat. Drittens: Man war vor zwei bis drei Jahren hier noch nicht so hoffnungsfroh, was die wirtschaftliche Entwicklung in Deutschland angehe.

Im Gegensatz zum Prozess der Integration von Menschen islamischen Glaubens gebe es zum Beispiel für die Integration von Menschen aus Ost- und Mitteleuropa keine kulturellen Barrieren, die es zu überwinden gelte. Gnauck: „Wenn die Deutschen und die polnischen Katholiken eine kleine Furche trennt, dann trennt alle Katholiken und den Islam ein tiefer Graben. Das ist der Unterschied.“ In Duisburg gab es eine Untersuchung, welche Schüler sich mit welchem Migrationshintergrund am besten integrieren. Polen gehören zu denen, die sich am besten integrieren.

Zur Islamdiskussion in der Bundesrepublik äußerte sich Gnauck nicht dezidiert. Allerdings sagte er: Wenn er die Bundesregierung beraten könnte, wen man ins Land holen sollte, würde er sagen: Holt Menschen aus dem selben Kulturkreis. **Arndt Brede**





■ Von links: *Beata Pokrzepowicz-Meyer (Übersetzerin), Pater Diethard Zils, Heiner Triphaus.*

Gelungene Integration? Interviews und Erfahrungsberichte

Das Fragezeichen des Themas wurde zum Denkzeichen dieses Nachmittags. Viel wird für Integration, für Eingliederung, für Einbindung getan. Gelingt es? Pater Diethard Zils OP, Brüssel, Europäisches Zentrum der Dominikaner, interviewte zunächst die Referentinnen und Referenten der späteren parallelen Arbeitskreise im Plenum. Es begann **Heiner Triphaus** aus Borken. Er arbeitet beim Ausländeramt des Landkreises nahe der holländischen Grenze. Er berichtete, dass unter rund 500.000 Einwohnern etwa 21.000 Ausländer aus 38 Nationen leben. Die meisten sind Holländer. Der Schwerpunkt seiner Arbeit sei die Umset-

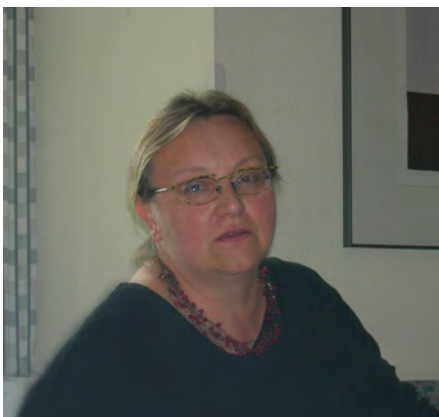
zung des neuen Ausländergesetzes vom Januar 2005. Voraussetzung für das Wirksamwerden sei eine gewisse Ausländerdichte und die Antragstellung durch die Betroffenen. Regelungen seien häufig als „Kann-Bestimmungen“ vorgegeben. Wichtig sei die Bündelung der Aktivitäten der einzelnen Ämter. Auf Nachfrage bestätigt er, dass die Sprachkenntnisse häufig ein Problem seien. Man bemühe sich hier unter anderem durch Vereinsarbeit zu helfen. Das Interview zeigte, dass die Bürokratie – helfend wie hemmend – eine große Rolle spielt. Der Landkreis schaffe es aber erfolgreich zu den Menschen vorzudringen.

Der zweite Interviewpartner hieß **Avan Mahmud** aus Hannover. Er fühlt sich erfolgreich integriert und ist als Sozialarbeiter in einem Jugendzentrum tätig.

Die Jugendlichen in diesem Zentrum kommen aus unterschiedlichen Nationen, aber Gewalt sei eher kein Thema. Über die Jugend wirkt er auch in die Familien hinein. Ein großes und zunehmendes Problem sei die Finanzierung der Arbeit. Dies führe zu einer gewissen Angst vor der Zukunft. Avan Mahmud bleibt aber optimistisch.

Als Nächste stellte sich **Anna Jarzombek-Krücken** vor. Sie sprach aus einem vielseitigen Erfahrungsfeld: In Belgien wohnend und in Deutschland arbeitend, ist sie als polnische Protestantin für die polnische katholische Mission tätig und mit einem Deutschen verheiratet. Der Vermutung, die Arbeit der polnischen Mission fördere eine Art Parallelgesellschaft, widersprach sie heftig. An erster Stelle stehe die deutsch-polnische Verständigung und im religiösen Bereich die Arbeit für die Ökumene. Sie fühle sich als Sozialarbeiterin. Das Hauptproblem bei ihrer Arbeit sei die unbefriedigende Situation auf dem Arbeitsmarkt. Im Konkurrenzkampf mit deutschen Arbeitnehmern sei es für Ausländer sehr schwer, eine befriedigende Arbeit zu finden. Aber auch bei ihr herrscht Optimismus für weitere erfolgreiche Integrationsarbeit.

Ging es bisher um wohl organisiertes Bemühen auf sicherer Rechtsbasis sprach **Maria Behnke** von dem Bemühen um die Rechtlo-



■ Von links: (oben) *Pater Diethard Zils, Avan Mahmud, Frida und Ada Beck, (unten) Anna Jarzombek-Krücken und Maria Behnke.*

sen, die abgelehnten Asylbewerber und illegalen Flüchtlinge. Sie sprach von der Konsequenz einer katholischen Kirchengemeinde in Hildesheim, die sich im Kirchenasyl engagierte. Die allgemeine Bereitschaft zu Hilfe und Caritas wurde zur Parteinahme für die Asylsuchenden. Maria Behnke sprach von der Not der Menschen, von der unbedingten Organisation der materiellen Hilfe



und von der Unterstützung gegen Behördenrecht und -willkür. Sie sprach aber auch von Erfolgen.

Schließlich wurden die Russlanddeutschen **Frida Beck** und ihre **Tochter Ada** vorgestellt. Die Familiengeschichte ist gleichzeitig eine Geschichte europäischer Migration und Integration. Die Urgroßeltern von Frida Beck sind 1904 aus der Pfalz an die russische Schwarzmeerküste ausgewandert. Sie wurden dort heimisch. Stalin deportierte sie als Deutsche nach Kasachstan. Im Zweiten Weltkrieg kam die deutsche Wehrmacht und brachte die Familie 1944 nach Oberschlesien. Von dort mussten sie aber nach Kriegsende zurück in die UdSSR hinter den Ural. 1968 ergab sich die Möglichkeit nach Estland zu emigrieren. Von dort gelang 1994 die Einreise in die Bundesrepublik. Auf der Grundlage dieser Erfahrungen helfen heute Mutter und Tochter anderen Russlanddeutschen bei der Integration. Mutter Frida Beck ist ehrenamtlich im Ausländerbeihilferat der Stadt Krefeld tätig. Tochter Ada Beck fand die gewünschte Ausbildung im sozialen Bereich und arbeitet als Kindergärtnerin. Ihre Ehe mit einem Kosovo-Albaner erscheint wie die Fortsetzung von aktiver und passiver Integration bis in die Familie hinein.

Integration nicht nur Bringschuld der Migranten

Im zweiten Teil des Nachmittags stellten sich die von Pater Diethard vorgestellten Personen in Arbeitskreisen weiteren Fragen und vertieften ihre Berichte.

Im ersten Kreis, geleitet von Heiner Triphaus, wurden die behördlichen Grundlagen der Integration vorgestellt. Seit dem Gesetz von 2005 gibt es eine Verpflichtung der Behörden, für die Integration der Neubürger zu sorgen, die nicht nur eine Bringschuld dieser Menschen ist. Die Aufgaben sollen beim Oberbürgermeister bzw. beim Landrat angesiedelt sein, wo die Arbeit der einzelnen Bereiche koordiniert



werden. In Borken wurde dafür ein runder Tisch gebildet. Ein Hauptfeld sei der Spracherwerb. Die Sprachkompetenz der jugendlichen Ausländer leide oft darunter, dass es in der Vergangenheit für Flüchtlingskinder vielerorts keine Schulpflicht gab und über das Satellitenfernsehen Sendungen und Filme in der Muttersprache angeboten werden. Heute gibt es per Gesetz als Voraussetzung für die Aufenthaltsgenehmigung die Pflicht, Kurse der deutschen Sprache zu besuchen. Die Stundenzahl und eine Abschlussprüfung sind vorgeschrieben. Ein weiteres wichtiges Feld sei die Erwerbsarbeit. Die Fähigkeit und Bereitschaft für den eigenen Unterhalt zu arbeiten ist nachzuweisen. Heiner Triphaus stellte fest, dass den Ausländern teilweise die Arbeit verweigert werde. In jedem Fall seien die Nachweise und Genehmigungen für einen Arbeitsplatz sehr zeitaufwendig. Schon dadurch könnten sich Chancen zerschlagen. Außerdem würden erneute Identitätsprüfungen vorgenommen. Größte Fehler könnten zu Ausweisungen einzelner Familienmitglieder oder ganzer Familien führen. Hilfreich sei in solchen Fällen der Einsatz der Härtefallkommissionen oder des Flüchtlingsrates. Als Erschwernis sei auch die Tatsache zu nennen, nur eine Staatsbürgerschaft haben zu dürfen. Die geforderte Aufgabe der alten Staatszugehörigkeit führe zu Identitätsverlusten. Als Zukunftsaufgaben sieht Heiner Triphaus:

1. die Aktivierung von Kompetenzen und Fähigkeiten der zu Integrierenden

2. die Öffnung der kommunalen Verwaltungen als Arbeitgeber für Migranten
3. die Werbung für Ehrenämter sowie Mitgliedschaften in Vereinen
4. die konkrete Hilfe durch verbessertes Informationsmaterial und rein menschlich durch ehrenamtliche „Pfadfinder“.

Es zeigte sich sehr deutlich, dass die unterstützende Ausländerarbeit erst relativ spät einsetzt und die Behörden allein schon durch fehlende Planstellen der Situation schlecht gewachsen sind.

Integrationshelfer mit ungewisser Zukunft

Im zweiten Arbeitskreis stellte sich mit Avan Mahmud ein Selbst-Integrierter den Fragen. Avan Mahmud ist seit zehn Jahren in Deutschland. Er musste als kurdischer Iraker vor der Verfolgung durch das Regime von Saddam Hussein fliehen. Nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich konnte er in der Heimat nicht überleben. Nach einer Odyssee durch die Türkei und halb Europa landete er in Deutschland. Sein Aufenthalts-



status ist noch immer unklar. Im Irak hatte er Statistik und Kunst studiert. Hier ließ er sich als Sozialpädagoge ausbilden. Er spricht Persisch, Arabisch, Türkisch, Deutsch und Englisch. Avan Mahmud arbeitet viel mit Kindern und Jugendlichen zusammen. Er hat Alphabetisierungs- und Sprachkurse initiiert. Er organisiert Hausaufgabenbetreuung und aktive Freizeitgestaltung. Er erzählte von einer Aktion, bei der die Jugendlichen einen Wald säuberten. Das habe den Zusammenhalt und das Verantwortlichkeitsgefühl der Jugendlichen gestärkt. Zum Programm gehört auch die Organisation von Festen. Daraus ergebe sich eine vermittelnde Tätigkeit in die Familien hinein. Er kenne aber auch Verweigerungen von Familien und Konflikte untereinander. Auf die Frage nach der finanziellen Situation antwortet Avan Mahmud, dass seine Planstelle nur von Jahr zu Jahr genehmigt werde. Geld der Stadt und von Stiftungen reichten nur kurzfristig. Deutlich wurde in dieser Arbeitsgruppe, wie viel schwierige Kleinarbeit für das Gelingen von Integration notwendig ist. Sichtbar wurde aber auch wie buchstäblich segensreich gut integrierte Ausländer in Deutschland wirken können. →

Polnische Kirchlichkeit in deutscher Umgebung

Im dritten Arbeitskreis ergab sich ein lebhaftes Gespräch über die Bedeutung der Religion bei der Integration. Anna Jarzobek-Krücken, ausgebildete Sozialarbeiterin, ist wie bereits dargestellt bei der Polnischen Mission, einer eigenen polnischen Gemeindeorganisation im Bistum Aachen, ehrenamtlich tätig. Hier werde versucht, den im Raum Aachen lebenden Polen gewissermaßen ein religiöses Heimatgefühl zu geben. In einem Diskussionsbeitrag wurde darin eine Einschränkung der Integration gesehen. Es fiel das Wort von der Parallelgesellschaft. Andererseits wurde die Tätigkeit der Mission mit der Organisation der deutschen Danziger Katholiken im Nachkriegsdeutschland verglichen. Es sei aber ein Unterschied, ob man die Heimat gezwungen oder freiwillig verlasse. Anna Jarzobek-Krücken wies darauf hin, dass sie als evangelische Christin aus einer ursprünglichen Distanz die Wichtigkeit der religiösen Beheimatung erkannt habe. Pater Roman Deyna, der ebenfalls an diesem Kreis teilnahm, betonte die unterschiedlichen Schwerpunkte beim Glaubensvollzug: In der polnischen Kirche sei es die Liturgie, in der deutschen die Diakonie. Wichtig sei aber der Dialog zwischen den polnischen und deutschen Gemeinden. Das Zugehen der Mehrheitskirche auf die polnische sei da besonders gefordert. In diesem



Kreis wurde vor allem deutlich wie Integration Aufgeschlossenheit und Verständnis von beiden Seiten erfordert.

Kirchenasyl erzwingt Bleiberecht

In einem weiteren Arbeitskreis stand das Schicksal der Menschen im Mittelpunkt, die eigentlich einen verbotenen Weg gehen, das der Asylbewerber und Flüchtlinge. Hier gibt es keinen Rechtsanspruch auf Hilfe vom Staat. Sehr beeindruckend schilderte Maria Behnke den Weg einer Pfarrgemeinde von der Aufgeschlossenheit hin zum konkreten Tun. Im konkreten Fallbeispiel beschäftigte sich eine Gemeinde sieben Jahre lang kontrovers, aber getragen vom Pfarrgemeinderat mit dem Kirchenasyl. 20 Personen erklärten sich für die materielle Absicherung der Betroffenen bereit. Der Ernstfall trat schneller als erwartet ein. Ein junges Ehe-



paar stand vor der Tür: er Kurde, sie Türkin. Er hatte in der Türkei, ohne Mitglied einer Partei zu sein, Flugblätter mit dem Aufruf zur Versöhnung zwischen Türken und Kurden verteilt. Er wurde zweimal verhaftet, gefoltert und aus einem fahrenden Auto geworfen. Bei der Flucht aus der Türkei wurde er von den Schleusern um die Pässe gebracht. In Deutschland folgten Flüchtlingscamp und Asylantenheim. Das Ergebnis einer Klage gegen die Abschiebung in die Türkei sollte in der Türkei abgewartet werden. Um das abzuwenden, gewährte die Gemeinde in Hildesheim der Familie Kirchenasyl. Sie erhielt eine kleine Wohnung, durften jedoch nicht auf die Straße, da die Polizei sie – nach der abgewiesenen Klage – festnehmen und sofort abschieben würde. Der Aufenthalt dauerte mehrere Jahre. Zwei weitere Gerichtsverhandlungen brachten nichts. Immer wieder schaffte es der Helferkreis, die Familie vor der Abschiebung zu bewahren. Inzwischen wurden zwei Kinder geboren.

Durch private Beziehungen war es fast so weit, dass die Familie nach Kanada ausreisen durfte. Der 11. September 2001 machte jedoch alles zunichte. Kanada ließ keine Kurden mehr ins Land. Vertreter der Pfarrgemeinde erreichten eine „Duldung“ der Familie für zwei Jahre. Der Vater erhielt eine Arbeitserlaubnis. Die Duldung konnte mit der Aussicht erneuert werden, nach neun Jahren in ein Bleiberecht umgewandelt zu werden, vorausgesetzt Wohnung und Arbeit sind vorhanden. 2009 wird diese Frist erreicht.

Die nüchterne Schilderung war nicht nur beeindruckend, sie wurde vom Arbeitskreis mit Erschüttern aufgenommen. Die zwei Seiten des Bemühens um Integration im Alltag der Bundesrepublik wurden deutlich: das nicht zu leugnende Versagen von gesetzlichen Regelungen und Behörden und der große Einsatz mit gutem Willen und Hoffnung von engagierte Menschen.

Endlich in der Heimat angekommen

Im fünften Arbeitskreis ging es um die Integration von Russlanddeutschen. Die Mutter Frida Beck erzählte vom harten Leben in Kasachstan. Durch Fleiß fehlte es ihnen nicht am Notwendigsten, aber dadurch sei der Neid ihrer russischen Mitbürger geweckt worden. Die Auswanderung und der neue Anfang in Est-

land führten zu vielen Entbehrungen und neuen Anfeindungen. Des Erlernen der fremden Sprache, eine gewisse Anpassung und erfolgreiche Arbeit brachten Erleichterungen. Trotzdem entschieden sie sich für den Umzug in die Bundesrepublik. Wieder ein neuer Anfang mit den schon bekannten Schwierigkeiten: Durchgangslager, Wohnungssuche, eifriges Bemühen um das Heimischwerden in der Sprache und im Land. Dabei wird für das Bemühen des Staates ausdrücklich gedankt. Mutter Beck sagt: „Ich bin mit meiner Familie in Deutschland angekommen. Wir leben in der uns vertrauten Kultur. Mein Mann und meine Kinder haben Arbeitsstellen entsprechend ihrer Ausbildung gefunden.“

Auf die Frage nach Problemen wird als erstes die fehlende oder mangelhafte Kenntnis der deutschen Sprache genannt, vor allem in der zweiten und dritten Generation. Dadurch entstehe ein Gefühl, entwurzelt zu sein und nicht angenommen zu werden. In Mischehen von Russen und Deutschen verstärken sich die Probleme. Manche Familien gehen zurück nach Russland. Tochter Ada bestätigt die Aussagen der Mutter. Der Aufenthalt in Estland war für sie belastend. Sie durfte nicht studieren. Auch sie sei ganz und gar in Deutschland angekommen. Es wurde gefragt, was man vor allem für diese Integration tun solle. Klare Antwort von Frida Beck: die Sorge für die Beherrschung der deutschen Sprache durch die Kinder, Sorge für eine gute Berufsausbildung. Frida Beck ist ehrenamtlich im Beihilferat der Stadt Krefeld tätig. Sie wirkt mit bei der Organisation von Sprachhilfekursen und Gesprächsrunden vor allem mit jungen Leuten. Einmal in der Woche führt sie selbst eine „Beratung für russisch sprechende Menschen“ beim Fachdienst für Migration und Integration durch. Nebenbei erfährt der Arbeitskreis von einer Auszeichnung von Frida Beck durch die Stadt Krefeld.

Mit der Thematisierung der Integration wurde ein Nerv getroffen. Vielfach wurden eigene Erfahrungen von Flucht und Vertreibung sowie der Nachkriegszeit lebendig. So mancher Beitrag ging unter die Haut. Deutlich zeigte sich, Integration ist dort erfolgreich, wo Aufnehmende und Aufgenommene aktiv aufeinander zugehen.

Georg Domansky

Heimat – Vaterland – Zuhause

Referent: **Gerhard Erb**
Düsseldorf

„Wer von Heimat redet, kann das Vaterland meinen, und ein guter Patriot sagt vielleicht Vaterland und meint die Heimat ganz privat. Noch häufiger ist der wechselweise Gebrauch von ‚Heimat‘ und ‚Zuhause‘.“ Diese Feststellung bildete den Hintergrund des Referates von Gerhard Erb, das am Samstag, am vorletzten Tag des Gementreffens, der nachfolgenden Gesprächsrunde über diese Trilogie vorangestellt war. Thematisch war es einer der Höhepunkte der Tagung. Es sollte die Wege für die gemeinsamen Überlegungen von deutschen, polnischen und litauischen Teilnehmer/innen auf diesem Gementreffen ebnen, die Unterschiede zwischen der polnischen, deutschen und litauischen Wortbedeutung dieser Begriffe herausarbeiten.

Doch, wie der Referent darlegte, scheint eine begriffliche Differenzierung äußerst schwierig, wenn nicht unmöglich zu sein. Zu sehr überschneiden sich nach Erbs Ansicht im gewohnten Sprachgebrauch die Bedeutungsebenen. Seine Ausführungen orientierten sich denn auch an der von ihm geänderten Reihenfolge in der Darstellung dieser drei Worte: Vaterland – Heimat – Zuhause. Der Mensch selbst sei es, der den Unterschied in der Bedeutung bestimmt. „‚Vaterland‘ fordert den Menschen. ‚Vaterland‘ will geschützt werden, ‚Heimat‘ dagegen schützt, gibt Sicherheit. Heimat ist immer dort, wo man etwas findet, nicht dort, wo man etwas suchen muss. Heimat ist angeboren. Der Mensch kann sie nicht erwerben, aber auch nicht abgeben. Das ‚Zuhause‘ jedoch ist ein Geschöpf des Menschen. Das Zuhause kann und muss der Mensch sich schaffen, erst recht, wenn er nicht in seiner Heimat bleiben kann. So zeigt sich: Heimat ist der Ort der Herkunft, das Zuhause ist immer ein Ort der Ankunft. Ist der Mensch zu Hause angekommen, gelingt ihm das Zuhause, legt er die Grundlage für sein Wohlbefinden, für sein Glück ...“, so fasste Gerhard Erb die Essenz seiner Überlegungen zusammen.

In dieser thesenartigen Zusammenschau war einiger Diskussionsstoff vorgegeben. Die Ausführungen im ersten Teil des Referates über das „Vaterland“ behandelten die Geschichte Deutschlands außergewöhnlich detailliert. Die äußerst fundierte Kultur- und Geschichtsvermittlung war als Hilfestellung für die anschließende Diskussion gedacht. Die spezialisierten Ausführungen des Historikers Gerhard Erb über Deutschland und Europa im 18. und 19. Jahrhundert, gespickt

■ *Auf dem Hambacher Fest vom 27. bis 30. Mai 1832 demonstrierten ca. 30.000 Menschen für Einheit und Freiheit, d. h. für eine föderative deutsche Republik, für eine Allianz demokratischer Kräfte in Europa und damit gegen die restaurativen Kräfte der Heiligen Allianz.*



mit Zitaten aus der Literatur- und Philosophiegeschichte, sollten im Dialog fruchtbar gemacht werden. Die Bedeutung des breit ausgeführten „Hambacher Festes“ (bei Neustadt an der Weinstraße) im Jahre 1832, „dem Nationalfest der Deutschen“, haben vermutlich auch die meisten deutschen Diskussteilnehmer/innen bislang kaum zur Kenntnis genommen. Die etymologische Ableitung der drei Begriffe Heimat, Vaterland und Zuhause fiel knapper aus und führte grundlegend in die Bedeutungsunterschiede zwischen deutscher und polnischer Sprache ein. Der Referent war bemüht, einen Überblick über die Bedeutungsbreite der drei Begriffe zu vermitteln. Von der Vaterlandsliebe des Patrioten, der Entwicklung der anfänglichen Verbindung von Freiheit und (nationaler) Einheit über den Nationalstaat hin

zum Gegensatz zwischen Vaterland und politischer Freiheit, die in patriotisch-nationalistischer Verblendung schließlich zur nationalsozialistischen Diktatur des 20. Jahrhunderts führte, reichte die Spannweite. Bei der Erläuterung des Begriffes „Heimat“ betonte Gerhard Erb – im Rückgriff auf die Tagung des Adalbertus-Werkes in Danzig im Mai 2007 –, die polnische Sprache kenne kein entsprechendes Wort. Beschränkte sich „Heimat“ inhaltlich zunächst auf „Haus und Hof“, begründete es später konkrete Rechtsansprüche im Rahmen der einzelnen Gemeinde. Aber auch das Wort von der „himmlischen Heimat“ sowie die Emotionalität, ja Sentimentalität in der räumlich und zeitlich eingeschränkten Verwendung dieses Wortes kamen zur Sprache. In der Reminiszenz an den Danziger Bischof Carl Maria Splett erfuhren die Zuhörer/innen, dass dieser im Jahre 1960 „Heimat“ interpretierte als Ort der Geborgenheit und Sicherheit, als Entwicklungs- und Lebensraum des einzelnen Menschen. Und schließlich behauptete der selbst aus seiner Heimat vertriebene Referent, Heimat sei unverlierbar. Die zentrale Rolle, die die Sprache für diesen Begriff spielt, betonte er an Hand eigener Erlebnisse beim Besuch seiner Heimat Danzig. Dieser gegenüber stellte er schließlich den dritten Begriff, das „Zuhause“, das er sich konkret in Düsseldorf aufgebaut habe, im Miteinander seiner Familie. Insofern Heimat das Geburtsland bezeichnet, den Raum der Geborgenheit, des Schutzes, der Entwicklung und freien Entfaltung des einzelnen Menschen, ermöglichen personale Kommunikation und soziale Beziehungen letztlich das Ankommen des Ich in seiner gegenwärtigen Umwelt.

Gertraud Heinzmann



(Zeitgenössische Lithographie)



Heimat – kein Privileg Vertriebener

Dialog verschiedener Generationen und Nationen über die Begriffe „Heimat – Vaterland – Zuhause“

Auch die Litauer kennen Entsprechungen zu den Begriffen „Vaterland“, „Zuhause“ und „Heimatland“. Die Entsprechungen nannte uns die litauische Studentin **Kristina Dambrauskaite** zu Beginn der Diskussion verschiedener Nationen und Generationen, die sich an den Vortrag von Gerhard Erb anschloss.

Auf die Frage nach dem Begriff „Zuhause“ im Polnischen, erklärte **Pater Roman Deyna**, dass für ihn „dom“ zunächst das Geburtshaus meine, dann aber auch die Umgebung von Lemberg/Lwów, in der er aufgewachsen sei. Zu den Begriffen Heimat und Zuhause gehöre aber noch viel mehr: die Eltern, die Geschwister, die Erziehung, die Ausbildung. „Vaterland/Ojczyzna“ sei dagegen ein abstrakter, sentimentaler Gegenbegriff dazu, so Pater Roman. Erst bei einem Besuch in Russland sei ihm bewusst geworden, was das Vaterland sei. Er habe

sich dort nur unter polnischen Mitbrüdern „zu Hause“ gefühlt, weil die Sprache, das Denken und die Traditionen verbinden. Heimat sei für ihn kein Territorium, sondern eine Wertegemeinschaft, eine innere Verbindung von Menschen.

Stephan Erb, der mit seiner Familie vor einigen Jahren von Stuttgart nach Berlin zog, unterstrich die These aus dem Vortrag, dass man sich ein Zuhause schaffen müsse. Doch es hänge auch von der Umgebung ab, wie das einem gelänge. Seine polnische Frau stellte einmal fest, in Berlin sei es viel leichter heimisch zu werden, weil es dort viele Migranten gebe. Wenn man selbst fremd ist, könne man unter Fremden leichter Heimat finden, als in einer festgefügt Umgebung. Für die 22-jährige **Nina Henseler**, die ihre Ausbildung im Hunsrück macht, gibt es ein Zuhause an vielen Orten: der aktuelle Wohnsitz genauso wie der Heimatort. Doch die

Bonner Heimat habe noch einen besonderen, unüberbietbaren Klang. Das habe mit Familie, Freunden, dem Dialekt zu tun. Egal, wohin es sie beruflich verschlagen werde, wisse sie schon heute, dass sie spätestens im Rentenalter nach Bonn zurückkehren werde. Ganz wichtig seien auch die Erinnerungen. Einer Freundin, mit der sie in Bonn unterwegs war, konnte sie „zu jeder zweiten Straßenecke“ eine Geschichte erzählen. Erinnerungen seien keine Sonderbarkeit von Älteren, und die Sehnsucht nach der Heimat sei kein Privileg von Vertriebenen.

Alfred Ordowski, der als 9-Jähriger seine Danziger Heimat verlassen musste, sieht das ähnlich. Ein Zuhause sei nach einem Umzug schnell geschaffen: „Man tapeziert, hängt die Bilder auf, man nimmt sich in den Arm, küsst sich und sagt: Ist doch schön!“ Das Vaterland wiederum sei eine Sache des Kopfes, doch Heimat, das sitze „ganz, ganz tief“. Beim ersten Besuch in der Heimatstadt 1975 fand er einen Birnbaum zwischen Wohnblöcken. Es war der frühreife Birnbaum der Gärtnerei, in der er aufgewachsen war. Als er jetzt in eine Birne biss, seien ihm die Tränen gekommen: Die Heimat habe er nicht verloren, sie sei immer in seinem Herzen geblieben, ab jenem Zeitpunkt habe er aber auch das Heimweh verloren. Entscheidend sei das Bewusstsein, jederzeit wieder an die Orte der Kindheit zurückkehren zu können.

Pfarrer Paul Magino lernte als Schwabe erst später das Wort „Zuhause“ kennen, weil es es im Schwäbischen nur „daheim“ gibt, was sehr eng mit Heimat verwandt ist. Heimat sei für ihn das oberschwäbische Dorf, in dem er aufgewachsen ist. „Daheim“ könne er aber an vielen Orten sein; zunächst in Wendlingen, wo er heute als Pfarrer lebt, aber auch in Düsseldorf, wo er lange Zeit gearbeitet hat. Nach Gemen sei er zum ersten Mal mit großer Skepsis gekommen, doch von Anfang an habe er sich „daheim“ gefühlt, „weil hier Menschen waren, die etwas suchten und machten, was mir lag“.

Über Vaterland mache sich Nina Henseler normalerweise wenig Gedanken, doch das Bedürfnis, stolz auf das eigene Land sein zu



■ *Das Gebäude der „Allgemeinen Zeitung“ in Windhoek (Namibia). „Heimat“ oder „Vaterland“ sind auch für deutschstämmige in fernen Ländern wichtig. So findet man in Namibia deutsche Straßennamen, eine „kaiserliche Hofapotheke“ oder auch das „Bayernstüberl“. In Swakopmund wird „Schwarzwälder Kirschtorte“ auf der Strandpromenade serviert und die AZ erscheint seit 1916 und ist die älteste Tageszeitung Namibias. Laut Statistik leben 22.000 deutschstämmige in Namibia. Unter 1,8 Millionen Einwohnern sind sie eine von 14 Volksgruppen. Nicht mitgezählt sind dabei Deutsche Staatsbürger mit „ständiger Aufenthaltsgenehmigung“, Firmenrepräsentanten und Diplomaten.*



■ *Von links: Pfarrer Paul Magino, Beata Pokrzepowicz-Meyer (Übersetzerin), Pater Roman Deyna, Stephan Erb, Gerhard Erb (Moderator), Alfred Ordowski, Nina Henseler, Kristina Dambrauskaite.*

dürfen, das sie mit dem Begriff verbinde, werde für Deutsche mit der belasteten Geschichte erst langsam wieder möglich. Die Fußballweltmeisterschaft 2006 habe gezeigt, das gerade junge Leute den Wunsch haben, sich mit ihrer Nation zu identifizieren. Das Schöne sei gewesen, dass der eigene Stolz nicht auf Kosten anderer erlebt wurde, sondern gerade als Gastgeber vieler Nationen, und der Erfolg des Festes nicht davon abhing, Weltmeister zu werden. Paul Magino pflichtet bei, es habe bislang ein inneres Verbot gegeben, Deutschland als Nation herauszustellen, das habe sich geändert. Er

selber habe ein anderes Verhältnis zur eigenen Nation bekommen, als er zum ersten Mal durch das Brandenburger Tor gehen konnte, das er von beiden Seiten kannte. Die einst gehegten Hoffnungen auf normalere Beziehungen zwischen beiden deutschen Staaten habe das um ein Vielfaches übertroffen. In Polen habe man das neue deutsche Nationalgefühl im Zuge der Weltmeisterschaft gar nicht so stark wahrgenommen, meint Pater Roman, viel wichtiger sei für die Polen gewesen, dabei zu sein, Eintrittskarten zu erlangen und auf gute Ergebnisse zu hoffen.

Mehrere Zuhörer melden sich zu der Frage, ob sie stolz auf ihre Nation sein können. Man habe selber eigentlich keinen Beitrag geleistet, heißt die Anfrage. Trotzdem könne man stolz auf Errungenschaften sein, die

das Land hervorgebracht habe und erhalte. Im Falle Deutschlands werden die funktionierende Verwaltung ohne Korruption, ein Wahlkampf ohne Sponsoren und hohe Produktqualität genannt. Polen könne stolz darauf sein, als Nation ein Jahrhundert der Staatenlosigkeit überlebt zu haben. Auch als Danziger könne man stolz sein auf die welt-offene Stadt. Die vertriebenen Danziger stimmen jedoch zu, dass sie ihre Identität erst nach der Vertreibung richtig gewonnen hätten.



ten. „Was ich als Danziger bin, das bin ich als gelernter Danziger, das habe ich hier und in meinem Studium gelernt“, bekennt Gerhard Erb zum Abschluss.

Adalbert Ordowski

Borkener Zeitung
vom 23. Juli 2007

Weggehen und Ankommen

Gementreffen der Danziger Katholiken zum Thema Migration auf der Jugendburg

Gemen. Unter dem Titel „Migration und Integration – Weggehen und Ankommen im neuen Europa“ findet von 24. bis 30. Juli zum 61. Mal das Treffen der Danziger Katholiken auf der Jugendburg Gemen in Borken statt.

Waren es in Europa einst Kriege und Zwangsumsiedlungen, die Menschen entwurzeln und in ein neues Gebiet „verpflanzen“, so ziehen heute, je weiter die europäische Integration fortschreitet, immer mehr Menschen mehr oder weniger freiwillig in andere Länder: Polnische Ärzte arbeiten in Schweden oder England, estnische Computerfachleute in Deutschland, immer mehr Deutsche wandern aus, Jugendliche aus Osteuropa wandern ein, weil das Lohnniveau höher ist, Deutsche bevorzugen Seniorenheime in Osteuropa, weil sie billiger sind.

„Die Heimat aus politischen Gründen verlassen zu müssen oder gar noch vertrieben zu werden, haben viele Danziger am eigenen Leib erfahren, aber auch Kosovaren, Bosnier, Ruander oder nun die Bürger in Dafur“, resümiert Wolfgang Nitschke, amtierende Vorsitzender des Adalbertus-Werk, Bildungswerk der Danziger Katholiken, „heute ist Vertreibung in Europa gottlob eigentlich kein Thema mehr. Statt dessen wird aber die Migration und die Integration ein immer größeres Thema im neuen Europa. Diesem aktuellen Thema wollen wir uns in Gemen widmen.“

Einen besonderen Gewinn versprechen sich die Veranstalter vom Eröffnungsreferat „Migration im neuen Europa“, das Tanja El-Cherkeh von der Migration Research Group vom Hamburgischen Weltwirt-

schaftsinstitut am Donnerstag um 9.45 Uhr halten wird und zuvor sowohl bei der Europäischen Kommission als auch beim Europäischen Parlament tätig war. Auch die Publizisten Adam Krzeminski (Polytika) und Gerhard Gnauck (Polen-Korrespondent für Die Welt) werden ihre aktuellen Einschätzungen abgeben.

Zum Abschluss, beim Festreferat am Sonntag um 10 Uhr kommt Dr. Mechtild Baumann von der Europäischen Akademie Berlin zu Wort, heißt es in einer Pressemitteilung.

Parallel zum Hauptprogramm findet eine deutsch-polnisch-litauische Jugendbegegnung mit rund 40 Jugendlichen statt, die mit einem Studientag in der Stadt Münster am 25. Juli startet. Dort ist eine Begegnung mit Jugendlichen mit Migrationshintergrund geplant. Im Programm III beschäftigen

sich deutsche und polnische Kinder von sechs bis zwölf Jahren ebenfalls mit dem Thema „Weggehen und Ankommen“, basteln und üben ein Theaterstück ein. Seit 1991 sind die Gementreffen zu einem Ort der Begegnung zwischen einstigen und heutigen Danzigern geworden. Etwa 60 polnische und litauische Gäste bereichern die Tagung alljährlich und laden zum Gegenbesuch an die Ostsee ein. In Gottesdiensten, beim geselligen Abend am Freitag sowie beim Jahrmarkt „Gemener Dominik“ am Sonntagnachmittag wird gemeinsam gefeiert.

Im Rahmen der Tagung wird auch wieder die Ausstellung „Erinnerung, Verständigung, Freundschaft“ zu sehen sein, die die Entwicklung der Gementreffen auf rund 60 Tafeln dokumentiert.

„Man muß weggehen können und doch sein wie ein Baum: als bliebe die Wurzel im Boden...“ Hilde Domin

Referentin: **Dr. Mechthild Baumann***
Berlin

Sehr geehrte Teilnehmer des 61. Gementreffens, liebe Festgemeinde,

ich freue mich sehr, an diesem Tage zu Ihnen sprechen zu dürfen. Denn die Beschäftigung mit Migration ist für mich Profession und Passion zugleich. Hier sprechen zu dürfen, ist mir vor allem eine große Ehre, denn ich weiß, dass sich unter Ihnen viele praktische „Migrationsexperten“ befinden. Viele von Ihnen, haben selbst Ihre Heimat verlassen und stecken deshalb tief in diesem Thema drin.

Das Leitthema des diesjährigen Festvortrags gibt ein Gedicht von Hilde Domin vor, mit dem ich meine Ansprache einleiten möchte.

Ziehende Landschaft

*Man muß weggehen können
und doch sein wie ein Baum:
als bliebe die Wurzel im Boden,
als zöge die Landschaft und wir ständen
fest.*

*Man muß den Atem anhalten,
bis der Wind nachläßt
und die fremde Luft um uns zu kreisen
beginnt,*

*bis das Spiel von Licht und Schatten,
von Grün und Blau,
die alten Muster zeigt
und wir zuhause sind,
wo es auch sei,
und niedersitzen können und uns anlehnen,
als sei es das Grab
unserer Mutter.*

Hilde Domin schrieb dieses Gedicht vor 52 Jahren. Doch es ist noch immer hoch aktuell. In ganz Europa wird diskutiert

- über Einwanderung und Auswanderung,
- über Integration und Anpassung,
- über Ausländer, die in Europa willkommen sind, und solche die es nicht sind,
- über angemessene und unangemessene Fluchtgründe,
- über Politik, Maßnahmen und Modelle,
- über Menschen, die ihre Heimat verlassen.

In ihrem Gedicht beschreibt Hilde Domin einen Idealzustand von Integration. Ich habe meine Heimat verlassen und an einem anderen Ort ein neues Zuhause gefunden. Ein Zuhause, das mir Geborgenheit gibt. Eine Fremde, die erst durch meine Wesenszüge und durch mein Zutun, zum Zuhause wird.

* Anmerkung der Redaktion: Dr. Mechthild Baumann ist Leiterin des Instituts für Migrations- und Sicherheitsstudien an der Europäischen Akademie Berlin, Bismarckallee 46/48, 14193 Berlin.



Ein Zuhause, das meiner Heimat ähnlich ist – und doch anders.

Hilde Domin musste damals ihre Heimat Deutschland verlassen und fliehen, wie so viele. Seit ihrer Rückkehr hat sich einiges geändert in Deutschland und Europa. Heute versuchen die Menschen nicht mehr Europa zu entkommen, heute versuchen viele Menschen, sich dorthin zu flüchten.

Migration ist kein neues Phänomen. Seit es Menschen gibt, gibt es Migration. Erinnert sei an das jüdische Volk, das fast 4.000 Jahre auf der Suche nach einem Zuhause war.

Oder die germanischen Völkerwanderungen im 4. und 5. Jahrhundert nach Christus, bei

der die Germanen das gesamte Westeuropa besiedelten.

Insbesondere die europäische Geschichte ist geprägt von Ein- und Auswanderung, von Flucht und Vertreibung. Die Religionskriege im 16. und 17. Jahrhundert zwangen über eine Million Menschen, ihre Heimat zu verlassen. Im 18. Jahrhundert waren über die Hälfte der Stadtbürger in den Hansestädten Migranten. Die Spreewaldgurke ist holländischen Siedlern in Brandenburg zu verdanken. Und wo kommen wohl die Kowalskis und Koslowskis im Ruhrgebiet her? Wo kommen die Millers und Webers in den Vereinigten Staaten her? Sie sind im Zuge der Industrialisierung aufgebrochen auf der Suche nach Arbeit und einem besseren Leben. Doch so weit in die Vergangenheit brauchen wir eigentlich nicht zu gehen. Denn auch wenn der Zweite Weltkrieg, der gekennzeichnet ist durch die Verbrechen der Nationalsozialisten, die Vernichtung und Vertreibung weiter Teile der polnischen Bevölkerung, auch wenn dieser Krieg nun schon über 60 Jahre zurückliegt, ist er uns doch immer noch präsent.

Im Europa des 21. Jahrhunderts hat Migration ein anderes Gesicht. Moderne Kommunikation – Handy, Smartphones, PC und Mac – sowie erleichterte und verbilligte Transportmöglichkeiten – die Flugzahlen nehmen weltweit zu – beschleunigen die Migration und Fortbewegung. Genau genommen, hat Migration in Europa zwei Gesichter. Ob man ein freundliches oder ein abweisendes Gesicht sieht, hängt dabei ganz von der Herkunft ab.

Europa, oder präziser: die Europäische Union, hat im Bereich der Migration zwei völlig konträre Ansätze.

Im Inneren der EU haben wir wahrhaft grenzenlose Freizügigkeit. Keine Staats-

■ **Hilde Domin**, geboren am 27. Juli 1909 als Hilde Löwenstein in Köln, wuchs in wohlhabenden Verhältnissen als Tochter eines Rechtsanwalts und einer ausgebildeten Sängerin auf. Sie selbst studierte Jura, Wirtschaftswissenschaften, Soziologie und Philosophie. 1932 sieht die Jüdin – zu dem Zeitpunkt noch mit dem Nachnamen ihres Mannes – die NS-Machtergreifung voraus. Sie wandert mit diesem, dem Kunsthistoriker Erwin Walter Palm, nach Rom aus. In der Zeit verzichtet sie auf eine Universitätslaufbahn, unterstützt ihren Mann und verdient mit Sprachunterricht und Übersetzungen den Lebensunterhalt. England wird bald ihr zweites Asyl. Hier lehrt sie an einem College Sprachen. Erst als das Ehepaar in die Dominikanische Republik flüchtet, tritt die Autorin aus dem Schatten ihres Mannes und beginnt – unter dem Pseudonym „Domin“ zu dichten. Dieser Lebenswandel steht in engem Zusammenhang mit

dem Tod ihrer Mutter.

Die meisten Gedichte sind aus Leid und Kummer heraus geschrieben. Hilde Domin empfindet diese Zeit als eine Art „zweite Geburt“. Sie selbst schreibt „Ich kam erst 1951 auf die Welt“, es ist das Jahr, in dem erste literarische Werke entstehen.

In den Folgejahren veröffentlicht sie ihre Gedichte in Zeitungen und Zeitschriften. Ihr erster Gedichtband erscheint im S. Fischer Verlag unter dem Titel „Nur eine Rose als Stütze“.

1961 kehrt sie nach Deutschland zurück und verbrachte ihren Lebensabend in Heidelberg. Im Februar 2006 starb sie dort im Alter von 96 Jahren an den Folgen eines Sturzes.



grenzen, keine Kontrollen, keine Vorschriften können EU-Bürger daran hindern, in anderen EU-Staaten Urlaub zu machen, dort zu arbeiten und zu leben.

Für die EU-Bürger haben sich dadurch viele Lebens- und Arbeitsbedingungen verändert.

Es ist heute meist unkomplizierter und günstiger von Berlin nach Rom zu jetten, als mit öffentlichen Verkehrsmitteln von Berlin nach – sagen wir – Borken zu kommen.

Für Studenten ist es selbstverständlich, ein Auslandssemester in Barcelona oder Aix-en-Provence einzulegen. Fernbeziehungen stehen auf der Tagesordnung, weil er in Bielefeld arbeitet und sie in Passau. Manchmal geht der Vater auch nur während der Saison fort zum Arbeiten, zum Beispiel als Kellner auf eine österreichische Alm oder als Spargelstecher nach Brandenburg.

Von außen in die EU hinein zu kommen, gestaltet sich dabei viel schwieriger – je nach dem, woher man kommt. Angehörige reicher Industriestaaten genießen hier schon fast dieselben Rechte wie EU-Bürger. Am anderen Ende der Skala befindet sich das Gros der Angehörigen armer Entwicklungsstaaten, die ohne Ausbildung, Geld und Perspektive in die EU einreisen wollen. Für sie werden die Regeln immer strikter und die physischen Hürden immer höher. Viele Menschen versuchen deshalb, auf illegalem Wege in die EU einzureisen, zu flüchten. In der Regel bezahlen sie dafür einen hohen Preis. Dieser drückt sich entweder in hohen Geldzahlungen aus oder in lebenslanger Versklavung. Manche bezahlen ihre Flucht nach Europa gar mit ihrem Leben.

Fast alle Migranten, egal woher sie kommen, egal wohin sie gehen, haben eine Gemeinsamkeit: Sie haben einen triftigen Grund für ihre Migration.

In den allermeisten Fällen verlassen die Menschen ihr Zuhause, weil sie sich dazu gezwungen sehen:

- weil sie bei ihrer Familie sein wollen, die bereits ausgewandert ist;
- weil sie keine Arbeit finden;
- weil sie von der Arbeit, die sie haben, nicht leben können;

- weil sie selbst und ihre Kinder keine Zukunft haben;
- weil ihr Land sich in einer Krise oder einem Krieg befindet;
- weil sie verfolgt werden;
- weil sie vertrieben werden.

Weil Migration ein so vielschichtiges Thema ist, wird es seit Jahren viel und kontrovers diskutiert. Je nach Perspektive ist Migration ein anderes Problem – mal ein arbeitsmarktpolitisches, mal ein demographisches, mal ein sicherheitspolitisches, mal



■ **Pfarrer Paul Magino, Geistlicher Beirat des Adalbertus-Werk e. V., während seiner Dankesrede.**

ein gesellschaftliches, selten ein humanitäres.

Da gibt es die einen, die fürchten, osteuropäische Handwerker könnten den Deutschen ihre Arbeitsplätze wegnehmen. Und die anderen, die einen Fachkräftemangel beklagen.

Da gibt es die einen, die davor warnen, keiner könne die Renten der Deutschen in dreißig Jahren zahlen und deshalb den Zuzug von Ausländern fordern. Und die anderen, die keinen noch höheren Ausländeranteil in Deutschland wollen.

Da gibt es die einen, die die humanitäre Misere im Mittelmeer beklagen. Und die

anderen, die die Zäune um die Europäische Union noch höher bauen wollen.

Da gibt es die einen, die alle „unerwünschten“ Ausländer, Asylbewerber und Flüchtlinge abschieben wollen. Und die anderen, die sie aufnehmen.

Bei der Migration in und vor allem nach Europa kommt es also stark darauf an, wer denn hier migriert. Für uns EU-Bürger, Deutsche, fordern wir selbstverständlich das Recht ein, den Aufenthaltsort zu verlassen, um andernorts arbeiten und mehr

Geld verdienen zu können. Das Fernsehen ist zurzeit voll von Auswanderungssendungen, die Familien beim Aufbruch in ihr neues Leben nach Australien, Kanada, Amerika, oder Norwegen, Schweden und die Schweiz begleiten. Doch dieses Recht auch Arbeitern aus Osteuropa, aus den neuen EU-Mitgliedstaaten einzuräumen, geht vielen dann doch zu weit. Und über Einwanderer aus armen Ländern, aus Afrika und dem Mittleren Osten, brauchen wir hier erst gar nicht zu reden. Sie sind nicht willkommen. Sie bedrohen in den Augen vieler

Europäer unseren hart erkämpften Wohlstand. Die Boulevardpresse hat da viel anschaulichere Umschreibungen, wenn sie von einer „Überflutung“ spricht, von neuen „Fluchtwellen“. Da steigt die Panik und die Dämme werden erhöht.

Dabei sprechen die Zahlen eine andere Sprache. Schätzungsweise 180 Millionen Menschen leben heute außerhalb ihrer Heimat. Das hört sich erst einmal viel an, stellt aber lediglich 3% der Weltbevölkerung dar. Die meisten davon kommen aus armen Ländern und befinden sich in benachbarten Staaten und Regionen. Nur ein kleiner Teil dieser Menschen emigriert oder flüchtet in die industrialisierten Staaten. Und nur ein winziger Teil dieser Menschen erreicht Europa.

Die Asyl-Anerkennungsquote der Bundesrepublik Deutschland befindet sich in den



■ **Die Ehrengäste beim Festakt.**

Grußwort der stellvertretenden General- konsulin der Republik Polen Elżbieta Nowacień beim Festakt des 61. Gementreffens

Sehr geehrter
Herr Vorsitzender Nitschke,
sehr geehrte Frau Dr. Baumann,
sehr geehrter Herr Pfarrer Magino,
meine sehr geehrten
Damen und Herren!

Es ist mir eine besondere Ehre, im Namen des Generalkonsulats der Republik Polen in Köln heute zu Ihnen sprechen zu dürfen, und ich möchte mich auch im Namen des Herrn Generalkonsuls Andrzej Kaczorowski recht herzlich für Ihre Einladung bedanken.

Ich nehme es zum Anlass, heute in Erinnerung zu rufen, dass der 1. Vorsitzende des Adalbertus-Werkes Herr Gerhard Nitschke bereits 1958 erste Verbindungen zum heutigen Danzig knüpfte und damit seine Bestrebung zum Ausdruck bringen wollte, den neuen Danziger Bürgern auf der Basis des katholischen Glaubens zu begegnen.

In Erinnerung rufen möchte ich auch die Tatsache, dass das Adalbertus-Werk e. V. – Bildungswerk der Danziger Katholiken und die Adalbertus-Jugend – Katholische Jugend aus Danziger Familien 1980 Verbindungen zur ersten unabhängigen selbstverwalteten Gewerkschaft „Solidarność“ über den Pfarrer der St. Brigittenkirche in Danzig geknüpft haben. In den Notjahren 1980 bis 1985 leisteten die Mitglieder des Adalbertus-Werkes ihren Beitrag an den Hilfsaktionen, unter anderem, indem Predigten und Schriftstücke des Widerstandes nach Deutschland gebracht, hier übersetzt und verbreitet wurden. So konnte die Information über den Kampf der ersten freien Gewerkschaft im Ostblock weiter getragen werden und die Notlage der unter akutem Versorgungsmangel leidenden Bevölkerung in Polen gemindert werden.

Nach der „Wende“ konnte auf diesem bereits bestehenden Fundament der Kon-



takte aufgebaut und ein intensiver Dialog entwickelt werden.

Durch die Verleihung der St.-Adalbert-Medaille, der höchsten Auszeichnung der Stadt Danzig, und des Kavalierekreuzes des Verdienstordens der Republik Polen an den 1. Vorsitzenden des Adalbertus-Werkes, Herrn Gerhard Nitschke, und des Kavalierekreuzes des Verdienstordens der Republik Polen an Pfarrer Msgr. Johannes Goedeke, 1975 bis 1996 Geistlichen Beirat des Adalbertus-Werkes, im Jahre 1999 wurden ihre Verdienste für die Stadt und um die polnisch-deutsche Versöhnung und Verständigung gewürdigt.

Es ist mir eine große Freude, heute beim 61. Gementreffen der Danziger Katholiken zu Ihnen zu sprechen auch aus dem Grund, da Sie einerseits durch die Auseinandersetzung mit Themen, die sowohl für die Polen als auch für die Deutschen wichtig sind, und andererseits durch das gemeinsame Gebet einen Beitrag zur Entwicklung der Bürgergesellschaft leisten. Ich wünsche allen Beteiligten, dass sie durch die Begegnungen in diesen Tagen nicht nur neue interessante Bekanntschaften schließen aber vor allen Dingen ihre gegenseitige Kenntnis und Verständnis füreinander ausbauen und vertiefen können.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

letzten 3 Jahren unter 1%. Das heißt von den rund 31.000 Personen, die im letzten Jahr Asyl beantragt haben, wurden ganze 251 anerkannt. Es fällt schwer, diese Zahlen mit Flüchtlingswellen in Zusammenhang zu bringen. Auch der Anteil der in Deutschland lebenden Ausländer legt keine solche Schlussfolgerung nahe. Den höchsten gemessenen Ausländeranteil hatte die Bundesrepublik vor genau zehn Jahren. Da betrug der Anteil an der Gesamtbevölkerung 9%.

Um diese 9% Ausländeranteil dreht sich die momentane Integrationsdebatte. Inte-

gration beschäftigt sich mit der dauerhaften Aufnahme von Einwanderern in eine Gesellschaft. In den späten neunziger Jahren kristallisierte sich heraus, dass kaum ein EU-Staat eine funktionierende Integrationspolitik hat. Dies äußerte sich in latenten und offenen Konflikten zwischen Eingewanderten und Einheimischen. Seitdem hat ein Umdenken eingesetzt in Politik und Gesellschaft. Man muss integrieren, sonst funktioniert die Gesellschaft nicht, sonst wird das politische System auf Dauer instabil.

Gebetsmühlenartig wird deshalb von politi-

scher Seite betont, Integration erfordere auch Anstrengungen von denen, die hier leben wollten. Einverstanden. Wer sich erfolgreich in eine neue Gesellschaft integrieren möchte, muss deren Sprache lernen. Denn die Sprache ist der Schlüssel zur Kultur. Wer sich integrieren will, muss die Fremde mit ihren Fremdarten als Zuhause annehmen, genauso wie Hilde Domin es in ihrem Gedicht beschrieb.

Doch „sich integrieren“ ist ein Widerspruch in sich. Man kann sich nicht allein integrieren. Das Wort „integrieren“ leitet sich ab vom lateinischen *integrare*, was soviel bedeutet wie „etwas heil, unversehrt machen“ oder „ein Ganzes wieder herstellen“. Integrieren ist also ein zweiseitiger Prozess. Es muss etwas anderes, ein zweites Element geben, mit dem ich zusammen ein Ganzes herstellen kann. Das bedeutet im konkreten Fall, dass die deutsche oder europäische Aufnahme-gesellschaft die Integrationsanstrengung nicht allein von den Ausländern erwarten kann, sondern selbst auch etwas dazu tun muss.

Ein erster Schritt in diese Richtung wurde mit dem ersten Integrationsgipfel letztes Jahr gemacht. Um über eine verbesserte Integration der Menschen mit „Migrationshintergrund“ in Deutschland zu sprechen, kamen rund 90 Personen aus Politik, Wissenschaft, Wirtschaft und Gesellschaft zusammen. Dieser Gipfel wurde als ein „historisches Ereignis“ gefeiert. Doch die Begeisterung schwand recht schnell. Auf den ersten Blick sah der angenommene Integrationsplan sehr viel versprechend aus. Bei näherem Hinsehen zeigt sich jedoch, dass viele Selbstverpflichtungen nichts weiter sind als Absichtserklärungen. Die Auseinandersetzungen in der Integrationspolitik kann man nun auf zwei Weisen interpretieren. Einmal optimistisch – gemäß der Perspektive „Das Glas ist halbvoll“. Demnach ist es zu begrüßen, dass in der Bundesrepublik überhaupt über Integration diskutiert wird, dass die Attitüde „Deutschland ist kein Einwanderungsland“ endlich zu den Akten gelegt wurde, dass Einwanderer in die Diskussion mit einbezogen werden, dass sich der Staat bemühen will, an der Integration mitzuwirken.

Aus der pessimistischen Perspektive „Das Glas ist halbleer“ gibt es jedoch einiges zu kritisieren. So wurden die letzten Änderungen des Zuwanderungsgesetzes gar genutzt, um bestimmte Einwanderungsrechte noch zu verschärfen, wie zum Beispiel das Recht zur Erlangung der deutschen Staatsbürgerschaft oder das Aufenthaltsrecht zwangsverheirateter Frauen.

Das Problem liegt allerdings nicht wirklich im streitbaren Ausgang des Integrationsgipfels oder in den Änderungen des Zuwanderungsgesetzes. Dies alles sind nur die Symptome einer allgemeinen Einstellung, die sich auch in den meisten anderen EU-Staaten wiederfindet. Das Problem liegt in einer sehr einseitigen Einstellung der europäischen Staaten und Gesellschaften gegenüber Migranten aus armen Ländern. Das Problem liegt in der utilitaristischen Attitü-

de. (Anmerkung der Redaktion: „auf Nutzen bezogenen Haltung“)

Die meisten Maßnahmen in der Migrationspolitik drehen sich um das optimale Kosten-Nutzen-Verhältnis. Die angenommenen Gesetze und Verordnungen geben Antworten auf die Fragen: Welche Ausländer nützen uns? Und wie können sie uns am besten nutzen? Welche Ausländer möchten wir auf keinen Fall dauerhaft in unserem Lande haben? Und wie werden wir sie wieder los? Wie vermeiden wir, dass sie überhaupt erst kommen?

Diese Einstellung zieht sich durch fast alle Migrationspolitiken, sei es auf nationaler oder auf EU-Ebene. Wir selbst wollen das Maximum an Freiheit, an Freizügigkeit, an Wirtschaftlichkeit und an Wohlstand. Und Migranten wollen wir nur, wenn sie uns dabei nützen. Anderenfalls gibt es für sie keinen Platz. Aus diesem Grund wird viel Geld und Knowhow darin investiert, Anreize für willkommene Migranten zu setzen, wie z.B. die gern gesehenen indischen Computeringenieure. Noch mehr Geld und Knowhow wird jedoch investiert, um die Hürden für unwillkommene Migranten zu erhöhen. Für diejenigen, die uns nicht nützen.

Doch was macht man mit den Migranten, den Einwanderern die bereits im Land sind und ein langfristiges Aufenthaltsrecht haben? Lange Zeit machte man gar nichts. Mittlerweile wird Integration in den meisten EU-Staaten als ein lästiges Übel begriffen. Denn wer nicht richtig integriert, bekommt bald die Folgen zu spüren. Dann brennen Autos in Vorstädten, dann werden Muslime zu Terroristen, dann werden Ghettos gebaut. Bevor also der Schaden noch größer wird, integrieren wir lieber die Eingewanderten. Möglicherweise können wir daraus sogar einen Nutzen ziehen, wenn es darum geht, beispielsweise unsere niedrigen Geburtenraten auszugleichen. Integration wird zu einer Notwendigkeit. Theoretisch findet man jetzt die Idee der Integration als zweiseitigen Prozess in vielen Deklarationen, Strategien und Maßnahmen. Aber leider sind die praktischen Bemühungen staatlicherseits oftmals nur halbherzig.



■ **Oberkreisdirektor a. D. Raimund Pingel (Mitte) und seine Gattin im Gespräch mit dem Rektor der Jugendburg Siegfried Thesing.**

■ **Gabriele Wahl, stellv. Landrätin im Kreis Borken sprach uns ein Grußwort.**



einige Politiker handelt, die mit ihren Vorschlägen und Maßnahmen vorpreschen. Es geht um das Klima unserer Gesellschaft, das sich in den letzten 20 Jahren merklich verändert hat.

In der Wahrnehmung großer Teile der deutschen Gesellschaft kommen zu viele Ausländer nach Deutschland, flüchten zu viele hierher. Viele haben Angst vor dem Fremden, vor dem Verlust des eigenen Wohlstands, vor Veränderungen und neuerdings vor neuen Formen der Kriminalität, die mit Ausländern und Flüchtlingen verbunden werden. War die Aufnahme von Flüchtlingen in den 1960er und 1970er Jahren eine humanitäre Selbstverständlichkeit, wird heute über Ausländer und Einwanderung meist in einem utilitaristischen oder gar sicherheitspolitischen Kontext gesprochen.

Wir haben Bilder von überfüllten Flüchtlingsbooten vor den kanarischen Badestränden vor Augen und lesen dazu die Schlagzeile von „neuen Flüchtlingswellen“. Wir hören die neuesten Zahlen zur Arbeitslosigkeit und lassen uns von reißerischen Aufmachern irreführen, die vor einem „Ansturm von Billigarbeitern“ nach der EU-Erweiterung warnen. Wir hören in den Nachrichten, dass Al Quida-Kämpfer afghanischer Nationalität in Deutschland studierten und beggerten Ausländern mit arabischem Aussehen mit Skepsis und Misstrauen.

Verbesserungen zu fordern ist eine Sache; sie selbst umzusetzen ein andere. Was kann getan werden, um ein freundlicheres, ein aufnahmebereiteres Klima in unseren Gesellschaften zu verbreiten?

Eine wichtige Rolle kommt hierbei der Kirche zu. Sie kann wie bisher die Anwältin der Flüchtlinge und Schwachen sein. Sie kann sich auf ihre Seite stellen und ihre humanitären Rechte einfordern und verteidigen. Sie kann aber auch dazu beitragen, den gegenwärtigen Diskurs zu ändern. Sie kann die Ausländer und Flüchtlinge aus ihrer Op-

Dabei gibt es viele Beispiele gelungener Integration. Nehmen wir den Paderborner Schützenverein. In Paderborn wurde jüngst der erste türkische Schützenkönig in ganz Deutschland gekürt. Besser kann man sich als Ausländer wohl kaum in die deutsche Gesellschaft integrieren. Und den anwesenden Fußballfans brauche ich nur die Namen Miroslav Klose, Kevin Kuranyi, Piotr Trochowski oder Mario Gomez zu nennen, und sie wissen, dass es sich hierbei um deutsche Nationalspieler mit dem viel beschworenen Migrationshintergrund handelt.

Doch es ist immer einfach, auf die Politik zu schimpfen, wenn uns etwas nicht passt.

Was wir dabei vergessen, ist, dass diese Politiker von uns gewählt wurden. Und dass sie häufig sehr genau darauf hören, was wir Wähler sagen und wollen. Und dass sie häufig auch tun, was wir Wähler sagen und wollen – weil sie wieder gewählt werden wollen. Die Politikerschelte in der Migrationspolitik greift zu kurz, weil es sich hier nicht nur um

■ **Corinna Stamm, war nicht nur als Referentin, sondern auch als Kirchenmusikerin nach Gemen gekommen und gestaltete musikalisch an der Orgel die Gottesdienste und am Klavier die „festliche Stunde“.**



Weggehen und ankommen

Treffen baute Brücken

Gemen. Zur erfolgreichen Arbeit in der deutsch-polnischen Verständigung beglückwünschte die polnische Vizekonsulin Elzbieta Nowocien das Adalbertus-Werk bei seinem 61. Gementreffen auf der Jugendburg. Es freue sie besonders, diese Glückwünsche auszusprechen, weil die Arbeit der Danziger Katholiken eine „Arbeit der Bürgergesellschaft“ sei. Auch Bundeskanzlerin Angela Merkel sandte ein Grußwort an die Versammelten und entschuldigte sich, dass sie aus Termingründen leider nicht persönlich teilnehmen könne.

Festrefentin Dr. Mechtild Baumann von der Europäischen Akademie Berlin hob die Rolle jedes Einzelnen bei Migration und Integration hervor, das beim Gementreffen Thema war. „Politiker zu schelten, ist zu einfach“, urteilte sie. Jeder Einzelne müsse sich fragen, ob er Fremde willkommen heiße und den ersten Schritt auf sie zu gehe, besonders wenn es um die kaum willkommenen Migranten aus Entwicklungsländern komme.

Gestern endete das 61. Gementreffen der Danziger Katholiken auf der Jugendburg Gemen in Borken. Über 150 Deutsche, Polen und Litauer aller Generationen haben sich vom 24. bis 30. Juli Gedanken über „Migration und Integration – Weggehen und Ankommen im neuen Europa“ gemacht und das konkrete Gespräch mit Migranten gesucht.

Am Samstag, 28. Juli, gipfelte es in einer Diskussion über die Begriffe „Vaterland“, „Heimat“ und „Zuhause“. Die jüngeren Teilnehmer erinnerten sich bei den Begriffen vor allem an die Fußballweltmeisterschaft. „Das war eine Visitenkarte des vereinten Deutschland in der Welt“, stellte der 22-jährige Piere Buhlmann fest. Sie habe gezeigt, dass man auch wieder ein deutsches Nationalgefühl leben können, dass nicht auf Kosten andere gehe. „Nicht auf das Siegen, auf das gemeinsame Feiern kam es an.“



■ Die „Alterspräsidentin“ **Liesel Gamm** (rechts) im Kontakt mit der „älteren Jugend“ während des Empfangs.

ferecke herausholen. Sie kann dazu beitragen, ein positives Bild von ihnen in der Gesellschaft zu vermitteln. Sie kann die Werte – die christlichen Werte – zurück in eine ausländerpolitische Debatte bringen, die geprägt ist von sicherheitspolitischen und utilitaristischen Erwägungen. Der Begriff und die Idee der „Nächstenliebe“ ist in der Ausländerpolitik nicht zu finden. Ich kann lange suchen, aber ich finde nur wenige Maßnahmen und Aspekte, die sich auf christliche Werte wie den Schutz der Schwachen, Toleranz oder gar Barmherzigkeit zurückführen ließen. Hier ist die Kirche gefragt, als eine der letzten glaubwürdigen und traditionellen Institutionen, selbstbewusst und offen eine Mittlerrolle einzunehmen. Sie kann dazu beitragen, den Diskurs zu verändern und von seinen missmutigen Tönen zu befreien.

Und was können wir tun? Was kann jeder einzelne von uns beitragen, um das gesellschaftliche Klima zu verbessern? Was haben wir bislang getan?

Fragen wir uns selbst, welche anderen türkischen Wörter wir außer *Döner Kebab* beherrschen?

■ „Thekenmannschaft beim Empfang“



Wann wir das letzte Mal die pakistanische Nachbarin auf einen Kaffee eingeladen haben?

Wann haben wir den russlanddeutschen Herren von gegenüber das letzte Mal gebeten, von seiner Heimat zu erzählen?

Wir können aufmerksam machen, auf die Situation Eingewanderter in unserer Gesellschaft, indem wir darüber reden. Wir können auch aufmerksam machen auf die Situation von Christen in der Fremde, die noch immer nicht anerkannt werden wie in der Türkei, oder die gar verfolgt werden wie im Irak.

Wir können auch einfach im Kleinen anfangen und einen Schritt auf den Fremden zugehen. Wir können unsere Tür und unseren Kopf für neue Menschen und Gedanken öffnen. Wir können vor allem selbst einmal in die Fremde gehen, um das Fremdsein am eigenen Leib zu erfahren. Um uns ein neues Zuhause in der Fremde aufzubauen, das dennoch, wie Hilde Domin es beschrieb, „die alten Muster zeigt“. Wie warm wird einem ums Herz, wenn man an einem nasskalten Dezembertag weit in der Fremde auf einmal einen Adventskranz mit dicken roten leuchtenden Kerzen sieht? Dann wird die Fremde auf einmal zum Zuhause. Und genauso können auch wir unseren kleinen täglichen Beitrag leisten, damit „die anderen“ hier bei uns genauso ihr Zuhause finden.

Gottesdienste



■ *Gottesdienste in Gemen: vielfältig in ihrer Gestaltung und zugleich auch ein Miteinander der Generationen und Nationen – Gesang, Gebet, Messdienerdienst, Musizieren, Meditation und große liturgische Feier. Oben links: Eröffnungsgottesdienst mit Pater R. Deyna (Mitte), darunter: Familiengottesdienst am Freitag mit Pfr. P. Magino, in dem die jungen Lektorinnen und Mirjam und Christinne Willert musikalisch mitwirkten. „Wurzeln und Flügel“ meditierten wir in dem abendlichen Wortgottesdienst am Sonntag mit Pater D. Zils und Pfr. Magino. Den festlichen Rahmen des Hochamtes zeigen die Bilder der 5 Konzelebranten beim Hochgebet mit Archimandrit Irenäus Totzke (Mitte) und dem feierlichen Einzug. Am Montag erhielten wir in der morgendlichen Hl. Messe den Reisesegen.*



Kinderprogramm



Auch wir sind manchmal Fremde – Kinder in Europa

Gemen war wieder angesagt, und acht Kinder zwischen sechs und zwölf Jahren fanden sich nach und nach auf der Jugendburg ein. Drei waren zum ersten Mal dabei. Die sechsjährige Ola aus Polen – ohne Deutschkenntnisse und zwei Jungen, – Johann und Fredrik – die mit ihren Eltern vor einigen Jahren nach Norwegen ausgewandert sind. Unser diesjähriges Thema: Auch wir sind manchmal Fremde – Kinder in Europa. Wie auch in den letzten Jahren war das Programm hauptsächlich von der Künstlerin und Kunstpädagogin Elżbieta Mulas vorbereitet worden. Künstlerisch und kindgerecht hatte sie das Thema umgesetzt. Zur Vorstellung wurden Visitenkarten in tollen Schriften, danach Türschilder mit den Namen der Kin-

der aus Gips in Ritztechnik gestaltet. In einer Erzählrunde hörten wir von den „norwegischen“ Jungen über ihre Anfangsschwierigkeiten in Norwegen. Sie fühlten sich sehr fremd und mussten ja auch erst die Sprache lernen, um Kontakte zu anderen Kindern zu bekommen.

Nichts Außergewöhnliches, denn jedes Kind hatte sich in unterschiedlichen Situationen schon einmal fremd gefühlt.

Mit den jüngeren Jugendlichen ging es dann am Freitagvormittag ins Dorf und die Einwohner wurden nach ihren Erfahrungen mit ausländischen Mitbürgern befragt. Fragebögen wurden ausgefüllt und später von den Jugendlichen ausgewertet.

Ein Höhepunkt war auch dieses Jahr wieder



die Darbietung der Kinder am bunten Abend. Die Sonne geht überall auf, nur zu unterschiedlichen Zeiten, von Ost nach West. Hinter riesigen selbst gebastelten Sonnen kamen jeweils zwei Kinder in Kleidung eines Landes hervor und bewegten sich zur landestypischen Musik. Jeder musste mehrere Rollen spielen, da ja nicht so viele Kinder da waren. Es wurden Kinder aus China, Arabien, der Türkei, Russland, Deutschland, Mexiko und der Indianer gespielt. Diese Darbietung war ein voller Erfolg.

Samstags ging es dann um Stimmungen, die jeder Mensch, ja jedes Kind schon hat. Sie wurden anhand von „Monotopien“ aufgezeigt, das heißt: ein identisches Porträt des Kindes, wirkt anders, wenn es mal mit dunklen, mal mit hellen Farben unterlegt wird. Das sorgte bei den Kindern für eine ganz besondere Stimmung.

Für die Stunde der Gemeinschaft wurde das Lied: „Alle Kinder dieser Erde“ nach der Melodie „Freude schöner Götterfunken“ einstudiert, wobei die elementaren Gegenstände des Liedes als Stabfiguren gebastelt wurden. Alle Kinder waren mit Einsatz und Freude dabei und viele werden sicher auch in diesem Jahr wieder nach Gemen kommen.

Ingrid Henseler



■ *Oben: Einstieg in die thematische und künstlerische Arbeit: jedes Kind – hier Fredrik – gestaltet ein Namensschild.*

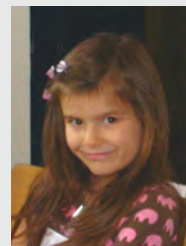
Links: „Haschu, scha, scha...“ Spaß und Entspannung der Kindergruppe auf der Wiese mit Nina Henseler.



■ *Balancierende Glücksbringer zieren den Gruppenraum – die Kinder arbeiten an den Vorlagen für die Monotopien – eine Monotopie von Angela – „Die Sonne geht überall auf!“, Schlussbild der gelungenen Vorführung am Freitagabend.*



Gemen macht Spaß



Frage: Angela, du warst im vergangenen Jahr in Gemen. Was hat dir denn am Kinderprogramm besonders gefallen?

Angela Wobbe (9 Jahre): Besonders gefallen hat mir eigentlich alles. Es war alles schön: Nicht so gut gefallen hat mir das Basteln der Namensschilder. Das war ganz schön anstrengend, das Kratzen. Also nicht ganz so mein Ding. *Aber du und Ola waren die einzigen Mädchen?*

Ja, das stimmt schon, aber die Jungs sind ja auch ganz nett – meistens.

Aber wie hast du dich denn mit Ola verstanden, du kannst doch kein Polnisch und Ola spricht kein Deutsch?

Also, Elżbieta Mulas hat im Kinderprogramm übersetzt, und sonst haben wir das durch Zeichensprache oder durch Englisch gemacht. Das hat gereicht, obwohl ich da ja auch nicht viel kann und sie auch nicht.

Hast du denn im Kinderprogramm etwas über Kinder in anderen Ländern in Europa gelernt?

Zunächst haben wir uns alle vorgestellt, und Ola hat über Polen erzählt. Und auch die beiden Jungs aus Norwegen haben berichtet, dass es in Norwegen viel dunkler ist und kalt, und da liegt viel mehr Schnee, nicht nur im Winter.

Freust du dich denn darüber, dass auch dieses Jahr wieder ein Gementreffen ist?

Ja, dann sehe ich Ola wieder, aber ich habe ihr noch keinen Brief geschrieben, weil sie den ja nicht lesen kann. Und vielleicht kommt ja auch Rekha, die habe ich letztes Jahr vermisst, aber sie wohnt jetzt ja so weit weg.

Was habt ihr denn im letzten Jahr am bunten Abend aufgeführt?

Da haben wir das mit den Sonnen gemacht, also wann die Sonne aufgeht in Deutschland, Mexiko, Texas. Ola und ich waren Bauchtänzerinnen ich glaub', Inderinnen.

Was bedeutet denn für dich Gemen?

Gemen bedeutet für mich Spaß. Ich hab viele Möglichkeiten, was ich da machen kann, weil ich mich da auch gut auskenne. Und Gemen ist auch ein bisschen Ferien.

Was möchtest du denn in diesem Jahr in Gemen machen?

Also viel basteln, aber wir müssen auch etwas lernen, denn sonst wissen wir ja nicht, was wir basteln sollen.

Die Fragen stellte Wolfgang Nitschke

Ein Bilderbogen – Von Mittwoch bis Sonntag

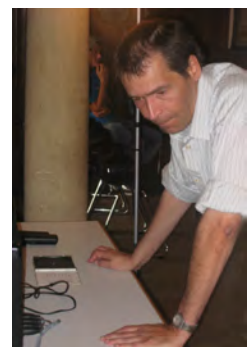


■ *Der Hüter der Kasse sucht nach dem verlorenen Cent.*

■ *Begrüßung und Beginn der Tagung fanden 2007 im Burghof mit einem generationsübergreifenden Spiel statt.*



■ *Die Polonaise gehört in Gemen – ebenso, wie Disco-Tanz und Square-Dance – einfach dazu. Der „Gesellige Abend“ war auch 2007 wieder ein Höhepunkt der Tagung: gute Stimmung, eine erneut hervorragende Aufführung der Kinder, das Lied der Jugend und zum Abschluss „Marmor, Stein und Eisen bricht...“.*





■ Hubert Erb ist der einzige Teilnehmer, der alle 61 Gementreffen erlebt hat.



■ Domnik: Der Wettergott war nicht gnädig, weshalb der II. Gemeiner Domnik im Rittersaal stattfinden musste. Kinder und Jugendliche präsentierte Ergebnisse ihrer Arbeit, aber auch Geselligkeit und Gesang bekamen Raum und Zeit.



Zu Gast im Nachbarschloss oder: Wo die Flussgötter Wache halten

Ausflug der ausländischen Gäste nach Lembeck

Am Ende hatte der Graf von Merveldt anderthalb Stunden mit den Gästen aus Gemen verbracht. Überraschend war, dass er persönlich in Alltagskleidung am Eingang der Galerie stand, um sie aufzuschließen. So wurden diese anderthalb Stunden in der Galerie und das Gespräch mit dem Grafen zum Höhepunkt des Ausflugs am Samstagmittag nach Schloss Lembeck. Es ist eines von 100 Wasserschlossern im Münsterland und erhielt im 18. Jahrhundert seine endgültige Form. Nach einem Spaziergang durch den Schlosspark teilten sich die Teilnehmer in zwei Gruppen. Während die eine zunächst Schlossführung mitmachte, besuchte die andere Gruppe die Galerie und traf dort den Hausherrn.

Es interessierte ihn, woher die Teilnehmer kamen und was die Gäste auf der Nachbarburg Gemen machten. Auch die Teilnehmer versäumten es nicht, ihre Fragen zu stellen; z. B. wie viel Personal nötig sei, um das Schloss zu erhalten und den wunderschönen Garten zu pflegen oder wie das Mauerwerk gegen das Wasser und die Feuchtigkeit aus dem Burggraben gesichert sei. In den waagerechten Mauerschichten seien Schieferplatten eingelegt, antwortete der Graf.

In Schloss und Garten seien zurzeit zwölf Personen beschäftigt, wobei zusätzlich Saisonarbeiter eingesetzt würden.

Nach einer Dreiviertelstunde kam die erste Gruppe von der Schlossführung in die Galerie und brachte ihre Fragen an den Grafen mit. Es war aufgefallen, dass zahlreiche Fensternischen, Konsolen und Tische fernöstliches Porzellan schmückte. Eindrucksvoll wurde der Eckschrank im Speisezimmer aus dem Jahre 1773 vorgeführt: Beim Öffnen der Schranktüren wurde gleichzeitig das Licht im Raum abgeblendet, und im ausgeleuchteten Schrank erschien Porzellan aus China, Japan und Berlin sowie Kristall-

gläser. Die Frage an den Grafen lautete, ob intensive Verbindungen privater oder geschäftlicher Art zum Fernen Osten bestanden hätten? Es sei im 18. und 19. Jahrhundert Mode gewesen, dieses „weiße Gold“, wie das Porzellan genannt wurde, herstellen zu lassen und mit diesen Kostbarkeiten seinen Wohnraum zu schmücken.

Dieselbe Frage stellte sich auch für die Sammlung von Truhen, Schränken, Tischen, Stühlen und Glasluster unter anderem in italienischem, französischem oder spanischem Stil. Tatsächlich wurden solche Einrichtungsgegenstände überall in Europa erworben oder von beauftragten Handwerkern gefertigt. Eine Teilnehmerin stellte jedoch keck fest: „Hier fehlen noch Danziger Möbel!“

Ermutigt durch die entspannte Atmosphäre der Unterhaltung fragte eine Teilnehmerin: „Wie ist es eigentlich Graf zu sein?“ In den Kinderjahren, lautete seine Antwort, sei es ein herrliches Leben gewesen, in diesem

Garten zu spielen. Als Schüler musste er allerdings lernen, die Distanz zu Mitschülern mit anderer Herkunft abzubauen. Als Student sei er gar nicht aufgefallen, und jetzt als Schlossbesitzer laste die Verantwortung auf ihm, ein solches Anwesen zu erhalten und zu verwalten.

Doch der Einsatz trägt Früchte, wie sich die Gruppe überzeugte: Schön ist dieser Schlosspark, in dem nicht nur prächtige Rhododendren zu dieser Jahreszeit grüne „Wände“ bilden, sondern auch die vier Flussgötter von Indus, Nil, Tiber und Rio de la Plata wie Wächter am Weg rund um den Garten aufgestellt sind. Mitten im Park weckt eine riesige Hängebuche die Neugierde der Besucher, unter der stehend der kräftige Stamm und die dicken Äste, die schon eigene Wurzeln geschlagen haben, Fragen nach dem Alter aufkommen ließen. Die Pflanzen aus vielen Regionen der Welt zeugen vom Interesse des Gestalters dieser Parks an fremden Ländern. Dass die Anlage ein Magnet für viele Besucher ist, gilt als Verdienst der Maria-Josefa Freifrau von Twickel, geborene Gräfin von Merveldt. Sie hat außerdem mit den Werken des Malers Hans Hubertus Graf von Merveldt (1901–1969) die Galerie eingerichtet. Der Maler entstammt einer Nebenlinie der Familie des Schlossbesitzers. Während seines Studiums und auf Reisen durch Westeuropa erhielt er Impulse für seine Malerei. In der NS-Zeit zählte seine Malerei zur „entarteten Kunst“. So wurden viele Werke vernichtet, andere zum Lebensunterhalt verkauft, einige sind in Berliner Galerien zu finden. Hier im Schloss hängen ausschließlich Malereien aus der Nachkriegszeit. Wie das Gemälde „die Netzknüpferinnen“ sind die meisten Motive Impressionen vom Strandleben: Boote in der Bretagne, Gerätschaften am Ostseestrand, Kakteen am spanischen Strand. Bilder, die Ruhe ausstrahlen, lassen auch den Betrachter zur Ruhe kommen. Nach der entspannenden Bildbetrachtung verließ die Gruppe die Galerie, den Garten und das schön gepflegte Schloss. Die Rückfahrt verbrachten alle wieder in munterer Stimmung und sangen volkstümliche polnische Lieder. **Brigitte Ordowski**





■ Von links: Fotograf Thomas Willner, Herausgeber Adalbert Ordowski und Burgkaplan Siegfried Thesing stellen das Puzzle vor.

Gemen-Nostalgiepuzzle

Für alle, die das Jahr über schon einmal Gemen-Nostalgie überkommt, gibt es jetzt nach Emblem-Anhängern und Stoff-Tasche ein neues Andenken: ein Gemen-Puzzle. Das Besondere an dem 500-Teile-Puzzle ist, dass die Burg aus rund 800 kleinen Fotos zusammengesetzt ist, die alle im Kreis Borken aufgenommen wurden. Aus der Entfernung wird der Jungfernturm und die Gemener Brücke sichtbar, während man aus der Nähe viele kleine Impressionen entdeckt.

Herausgegeben hat das neue Spiel der Schriftführer des Adalbertus-Werkes e.V. Adalbert Or-

dowski mit seinem Unternehmen GeoVisionen, bei dem es ähnliche Souvenirs für Münster, Köln und Berlin und seit November auch für Krefeld und Hamburg gibt. Dass im Profil der Jugendburg das erste Puzzle entstand, welches eine ganze Region abbildet, ist natürlich kein Zufall, spiegelt sich doch darin die langjährige Verbundenheit des Adalbertus-Werkes mit der Wasserburg.

Beziehen kann man das Puzzle für 14,90 Euro (inkl. Versand) unter www.geovisionen.de oder telefonisch (02 51) 8 71 58 80. Für jeden, der eine Bestellung unter dem Stichwort „adalbertusforum“ aufgibt, gehen 2 Euro pro Spiel an das Adalbertus-Werk e.V.

■ Die Jugendburg aus 800 Fotos und 500 Puzzleteilen zusammengesetzt.



Literatur

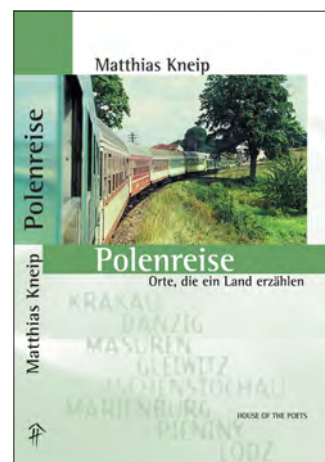
Polenreise – Orte, die ein Land erzählen

Der Autor dieses äußerst lesenswerten Buches, Matthias Kneip, ist vielen Teilnehmerinnen und Teilnehmern des 60. Gementreffens sicherlich noch in guter Erinnerung. Er gestaltete mit einer Lesung aus Texten seines Buches „Grundsteine im Gepäck“ den kulturellen Abend, in einer Mischung aus nachdenklich machenden und humorvollen Passagen recht kurzweilig und höchst eindrucksvoll. In der Jubiläumsausgabe des *adalbertusforum* 2006 wurde ausführlich darüber berichtet.

Mit diesem Bändchen – ganz einfach als „Polenreise“ überschrieben – will der Autor keineswegs einen weiteren, nüchternen Reiseführer durch das Land anbieten, der geschichtliche Fakten und praktische Informationen vermittelt. Es ist vielmehr seine Absicht, die „Seele“ und den „Charakter“ dieses Landes in dessen filigranen Nuancierungen zu beschreiben. Dass dies nicht anders als in einer subjektiven Wahrnehmung und fragmentarischen Auswahl geschehen kann, schmälert den Wert dieses Buches gewiss nicht. Im Gegenteil – die hier vorgestellten Orte eröffnen den Leserinnen und Lesern eine ergänzende und bereichernde Perspektive auf das Land und seine Menschen, von denen alle etwas haben, ob sie sich erstmalig damit beschäftigen oder bereits viele Reisen dorthin unternommen haben. Diese Orte und Stellen haben den Autor in einer je besonderen Weise bewegt, und in dieses persönliche Berührt-Sein will er die Angesprochenen mit hinein nehmen. Ihnen, und damit uns, seinen geliebten „Freund“ nahe bringen und empfehlen, das möchte er versuchen.

Er tut dies, indem er ein literarisches Bild zeichnet, garniert mit ungewöhnlichen, von ihm selbst aufgenommenen Fotos, und ruft so – durchaus gewollte – emotionale Reaktionen hervor, verbreitet Atmosphäre, weckt Interesse und Neugierde, diesem seinem Freund tiefer auf die Spur zu kommen. Heiterkeit und Schmunzeln scheinen ebenso erwünscht zu sein wie Nachdenklichkeit und Besinnlichkeit. Er gibt uns einen Begleiter für un-

sere eigenen Erkundungen an die Hand, erzählt uns etwas über seinen geschätzten Freund, das uns in einer normalen, objektiveren Betrachtung sicher entgegen würde. Aspektiv – und ohne Anspruch auf Vollständigkeit – streift er „seine“ Orte, verleiht eine gewisse geographische Orientierung, erwähnt geschichtliche Ereignisse, verweilt mal hier, mal dort, fühlt sich in die Menschen ein, die da leben, und beobachtet Touristen auf ihren Streifzügen. Zeichen seiner Perspektivität und Selektion mögen auch die Kapitelüberschriften sein, die seinen Aufzeichnungen mal in Deutsch, mal in Polnisch oder auch deutsch-polnisch voran stehen, nicht



ohne am Ende des Ganzen ein deutsch-polnisches Ortsverzeichnis anzufügen. Dabei bedient er sich eines exzellenten literarischen Stils, der seine Beschreibungen nicht nur sehr gut lesbar macht, sondern sie auch mit einem Hauch von Poesie umgibt. Er nimmt die Leserinnen und Leser in seine intimen Zwiegespräche mit Land und Leuten hinein, in seine persönliche Gedankenwelt, wie in einen inneren Dialog. Liebe zur Natur wie höchster kultureller Anspruch, geschichtliche Sensibilität und Mitgefühl mit dem Schicksal der Menschen zeichnen die kurzen Kapitel aus. Beurteilungen oder gar Bewertungen sucht man vergeblich, es ist Kunst, und die bleibt wertfrei. Zeitverschwendung ist es keines Falls, sich in die unterhaltsame Lektüre dieses Büchleins zu vertiefen, vielmehr unverzwecktes Genießen um seiner selbst willen.

Matthias Kneip; *Polenreise. Orte, die ein Land erzählen*, House Of The Poets; Paderborn 2007; ISBN 3-936706-10-7; 13,90 Euro. **gh**

Zeichen der Versöhnung zwischen Deutschen und Polen



Die Kirche St. Dorothea von Montau in Danzig-Nenkau / Gdańsk-Jasien

diesen Kirchbau zu unterstützen, ist doch die Versöhnung zwischen Deutschen und Polen auch ein großes Ziel unseres Werkes.

1988 gab es jedoch nichts anderes, als ein großes Loch in der Erde. Eine Baugrube, die von Gemeindemitgliedern ausgehoben worden war. Viele Gemeindemitglieder engagierten sich, aber es mangelte an Baumaterial und Geld, da es in Polen keine Kirchensteuer gibt und der Neubau somit hauptsächlich durch Spenden finanziert werden musste. Von Beginn an haben insbesondere

die in Deutschland im Adalbertus-Werk e.V. zusammengeschlossenen vertriebenen Danziger Katholiken sich bei der Finanzierung des Baus engagiert.

Die anfangs gesammelten Spenden und Kollekten waren jedoch immer nur „Tropfen auf den heißen Stein“, die einen Weiterbau nur mit ständigen Unterbrechungen ermög-

Es hat fast 20 Jahre gedauert, bis die Kirche St. Dorothea von Montau nun fertig gebaut und feierlich eingeweiht werden konnte.

Am 1. Juli 2007 wurde die Weihe durch den Erzbischof von Danzig/Gdańsk Dr. Tadeusz Gocłowski in feierlichem Rahmen vollzogen.

Die junge Gemeinde wurde 1979 gegründet, als es im Zuge des Tauwetters im kommunistischen Polen leichter möglich war, Genehmigungen für neue Kirchbauten zu erhalten. Sie hatte damals ca. 2.000 Seelen. Inzwischen wohnen in Jasien mehr als 10.000 Einwohner – Tendenz steigend. In den ersten Jahren diente der Gemeinde eine am Rande des Kirchbaugrundstücks 1981 errichtete Notkirche mit ca. 100 Plätzen als Gottesdienstraum.

Begonnen wurde der Bau der heutigen Kirche dann im Jahr 1988. Gerhard Nitschke wurde damals von einem befreundeten Priester darauf aufmerksam gemacht, dass im Erzbistum Danzig eine Kirche gebaut und der hl. Dorothea von Montau geweiht werden sollte, deren Kult erst 1976 durch Papst Paul VI. für die Gesamtkirche anerkannt wurde. Weil Dorothea von Montau seit ihrem Tod zu Ende des 14. Jh. ununterbrochen im Weichselland als Heilige und Patronin für Versöhnung und Frieden zwischen Deutschen und Polen verehrt worden ist, war es für das Adalbertus-Werk e.V. keine Frage,



lichten. Nach der „Wende“, da sich in Polen allenthalben große Armut zeigte, wurde es für die Gemeinde immer schwieriger, aus eigener Kraft den Bau zu vollenden, und daher verstärkt erforderlich, dass sich Außenstehende darum bemühten, mitzuhelfen. Die Feier des 600sten Jahrestages des Todes der hl. Dorothea von Montau im Jahr 1994 gab dazu neuen Ansporn. Adalbertus-Werk e.V., die Katholische Studentenverbindung Baltia Danzig zu Aachen im CV (deren Mitbegründer Gerhard Nitschkes Großvater Johannes Turski im Jahr 1904 war) und die „Gemeinschaft katholischer Männer und Frauen im Bund Neudeutschland“ gründeten auf Initiative des Düsseldorfer Architekten Gerhard Nitschke und seiner Frau Regina den Kirchbauverein St. Dorothea von Montau, der gerichtlich eingetragen und als gemeinnützig anerkannt wurde. Damit wurde es möglich, Spenden steuermindernd abzusetzen und auch finanziell potentere Förderer zu gewinnen.

Dank der Spendenfreudigkeit des Kirchbauvereins in der Bundesrepublik Deutschland und der Kirchengemeinde St. Dorothea von Montau in Danzig hatten im Sommer 2000 die Außenwände die Höhe des Dachgeschosses erreicht. Spontan beschloss damals die Mitgliederversammlung des Vereins die Aufnahme eines Kredites, um die Fertigstellung des Daches noch vor dem Winter 2000/2001 zu erreichen. So konnte der Neubau vor Witterungsschäden geschützt werden. Ab September 2001 fand der Gottesdienst schon in der Oberkirche statt.

Ermutigt durch den Baufortschritt erreichte die allmählich wachsende Gemeinde St. Dorothea von Montau über weitere Spenden das ersehnte Ziel der Fertigstellung der Kirche im Jahr 2007. Zwar fehlt eine Orgel, die Wege müssen zum Teil noch gepflastert werden, aber es war für alle Beteiligten ein erhebender Moment, als die Kirche geweiht wurde.

Dieser Eigenleistung der Gemeinde stand die Spendenfreudigkeit des Kirchbauvereins nicht nach. So konnte der Kredit bis 2005 zurückgezahlt werden. Der Kirchbauverein hat, in D-Mark gerechnet, mit mehr als 300.000 DM zur Errichtung der St. Dorotheenkirche beigetragen.

Über Spenden, die nach dem Tod von Regina Nitschke, die 2005 verstarb, gesammelt wurden, konnte die Finanzierung des Taufsteins für die Kirche über den Kirchbauverein gesichert werden. Eine Inschrift am Eingang der Kirche weist auf dieses steinerne Symbol der Einheit und Verbundenheit im Glauben hin.

Die Inschrift in deutscher und polnischer Sprache lautet:

„Der Taufstein als Zeichen der Verbundenheit im Glauben erinnert an die Tätigkeit des auf Initiative von Gerhard und Regina Nitschke in Düsseldorf gegründeten Kirchbauvereins St. Dorothea von Montau für die Errichtung der Pfarrkirche.

Mitglieder des Adalbertus-Werk e.V., Bildungswerk der Danziger Katholiken, der Ka-



■ Von links: Ingrid Neudeck, Eberhard Lilienthal, Viola Nitschke-Wobbe und Georg Drost auf der letzten Jahreshauptversammlung des Kirchbauvereins im Jahre 2007.

tholischen Deutschen Studentenverbindung Baltia-Danzig zu Aachen und der Gemeinschaft Katholischer Männer und Frauen im Bund Neudeutschland in Köln haben mit ihren Spenden seit mehr als 20 Jahren den Bau der Pfarrkirche gefördert.

Im Jahr des Herrn 2007"

Der Initiator des Kirchbauvereins, Gerhard Nitschke, hat die Fertigstellung der Kirche und des Taufsteins leider nicht mehr erleben können. Die Repräsentanten der verschiedenen Gemeinschaften, die den Kirchbauverein tragen – für die Baltia Eberhard Lilienthal, für den Bund Neudeutschland Georg Drost und für das Adalbertus-Werk Ingrid Neudeck und Viola Nitschke-Wobbe – sind glücklich, dass dies Werk der Versöhnung vollbracht werden konnte. Das Ziel des Vereins – die Weihe der Kirche – ist erreicht. Somit wird der Kirchbauverein St. Dorothea von Montau nun aufgelöst. Gleich-

wohl werden Spenden von der Gemeinde weiterhin benötigt. Sie können unter dem Verwendungszweck: „Kirche St. Dorothea“ auf das Konto des Adalbertus-Werkes überwiesen werden und werden zweckgebunden weitergeleitet.

Zur bleibenden Erinnerung an den festlichen Tag der Kirchweihe am 1.

Juli 2007 übergab der Vorstand des Kirchbauvereins der Gemeinde St. Dorothea von Montau eine handgestickte Stola zum liturgischen Gebrauch an festlichen Tagen. Auf einer Seite ist der Dom in Marienwerder an der Weichsel dargestellt. In einer Klausel neben dem Chorraum hat die heilige Dorothea von Montau die letzten Jahre ihres Lebens in Gebet und Meditation über die Eucharistie verbracht. Auf der anderen Seite ist die Taube mit dem Ölzweig eingestickt, das Versöhnungszeichen Gottes mit den Menschen nach der Sintflut. Es soll auch das Versöhnungszeichen zwischen unseren Völkern nach der „Sintflut“ des Krieges sein, ein Zeichen der Völkerfreundschaft im freien Europa.

Möge die heilige Dorothea stets eine Fürsprecherin dieser mit dem Kirchenneubau gewachsenen Freundschaft sein.

Und mögen wir als Deutsche und Polen bei vielen Besuchen in der Zukunft diese Freundschaft und die Gemeinschaft im Glauben weiter pflegen und bewahren.

**Georg Drost, Gerhard Nitschke (2003)
Wolfgang Nitschke**



Sommerschule des Deutschen Polen-Instituts 2008

Thema: Bilanzen der Transformation in Polen 5. bis 14. September 2008, Darmstadt und Görlitz.

Nach zwanzig Jahren Transformation in Polen ist es Zeit, Bilanz zu ziehen. Welche Erklärungsmodelle kann die Wissenschaft heute anbieten?

Die Sommerschule des Deutschen Polen-Instituts bietet die Möglichkeit, unter Anleitung ausgewiesener Fachleute in einer offenen Atmosphäre voneinander zu lernen und miteinander zu diskutieren. Neben Thementagen zu Zeitgeschichte, Politik, Kultur, Gesellschaft, Wirtschaft sind Exkursionen, Abendvorträge und ein Kulturprogramm vorgesehen.

Eingeladen sind Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler unterschiedlicher Disziplinen (fortgeschrittene Studierende, Doktorandinnen und Doktoranden, Postdocs), die sich vom Thema „Bilanzen der Transformation in Polen“ angesprochen fühlen.

Von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern wird erwartet, dass sie durch Vorbereitung auf die Sommerschule und aktive Beteiligung an den Diskussionen zum Gelingen des Kurses beitragen. Seminarsprache ist deutsch, Englischkenntnisse sind notwendig.

Unter anderem mit:
Prof. Dr. Włodzimierz Borodziej,
Prof. Dr. Mirosława Grabowska,
Prof. Dr. Wolfgang Schlott,
Prof. Dr. Gesine Schwan,
Prof. Dr. Jan Winiecki,
Prof. Dr. Klaus Ziemer.

Weitere Informationen sowie Bewerbungsunterlagen finden Sie unter www.sommerschule-polen.de



■ Familie Rosochowicz beim Familienfest anlässlich Janeks erster hl. Kommunion. Vorne rechts Pfarrer Peter Zorn. In der zweiten Reihe Maria Piotrowicz und Barbara Wituszynska, beide geb. Rosochowicz.

Lichtblicke – Die Suche nach dem Grab

Vom 3. bis 9. September 2007 organisierte die Gesellschaft Polen-Deutschland in Danzig/Gdańsk eine Studienreise nach Bayern. Unterwegs haben wir in Tschechien schöne Orte besichtigt. In Bayern natürlich München, dann ging es weiter in Richtung Alpen nach Schwangau. Dort haben wir zwei Nächte verbracht und die romantischen Schlösser Neuschwanstein und Hohenschwangau besichtigt und bewundert. Anschließend fuhr die gesamte Gruppe nach Garmisch-Partenkirchen um trotz des Windes und – dort oben – Schnees auf die Zugspitze zu fahren. Wir und unser Bruder Jan und seine Frau haben diesen Teil der Reise ausgelassen und wollten stattdessen das Grab unseres Onkels Feliks Zaremba in Murnau suchen, welches wir noch nie in unserem Leben gesehen hatten. Onkel Feliks, Bruder unserer Mutter, war Pfarrer in einem kleinen Städtchen in der Umgebung von Thorn – Wąbrzeźno/Briesen. Gleich zu Anfang des Krieges wurde er verhaftet und zunächst in Kulm, dann in Oranienburg und bis zum Ende des Krieges in Dachau festgesetzt. Nach Ende des Krieges 1945 wollte er zurück nach Briesen und besuchte noch das Lager der polnischen Offiziere in Murnau. Hier geschah ein Unglück oder ein Mord, was nicht festzustellen ist. Onkel Feliks wurde erschossen und auf einem Friedhof polnischer Offiziere begraben. Wir haben dies erst Jahre später erfahren. Mit Hilfe und journalistischem Gespür von Wolfgang Nitschke haben wir nun das Grab unseres Onkels in Murnau gefunden und es

erstmalig besucht – ein wichtiger Moment in unserem Leben. Aber nicht nur dies Ereignis ist ein Lichtblick!

Nach der Verhaftung unseres Onkels blieb die Pfarrgemeinde in Wąbrzeźno/Briesen ohne Seelsorger, denn auch der Vikar wurde erschossen. 1941 jedoch kamen zwei deutsche Priester nach Briesen. Pfarrer Peter Zorn aus Köln und Pfarrer Paul Lappas aus Düsseldorf (womit sich in gewisser Weise auch wieder ein Kreis schließt). Wir haben beide gut gekannt, weil unsere Großmutter, unsere Tante und Janek im Pfarrhaus lebten. Die Gemeinde zählte damals über 10.000 Mit-

glieder und beide Priester aus Deutschland haben allen, die in Not waren geholfen – egal, ob sie Deutsche oder Polen waren. Auch wir drei Waisen haben große finanzielle Hilfe von Pfarrer Zorn genossen. Beide Priester gehörten sozusagen zur Familie (siehe Foto). 1945, als der Krieg zu Ende ging und die Rote Armee immer näher rückte, baten wir die beiden Priester, sich in Sicherheit zu bringen. Sie wollten aber die Gemeinde nicht verlassen. Erst einen Tag bevor die Russen in Briesen waren stiegen sie auf ihre Fahrräder und versuchten die Rückkehr nach Köln. Erst viele Wochen später erfuhren wir, dass sie glücklich angekommen waren.

Pfarrer Zorn lebt schon lange nicht mehr – er verstarb am 29. 10. 1964. Ob Pfarrer Lappas noch lebt, wissen wir nicht. Wir hatten 1997 letztmalig Kontakt, weil er die Korrespondenz einstellen musste, da er nicht mehr schreiben konnte.

Doch dieses Beispiel der beiden deutschen Priester zeigt uns deutlich, dass Polen und Deutsche in der schrecklichen Zeit des 2. Weltkrieges auch friedlich und freundschaftlich zusammenleben konnten. Auch der Besuch am Grab unseres Onkels in Murnau mit Wolfgang Nitschke ist solch ein Beispiel für Frieden und Verständigung beider Nationen.

Maria Piotrowicz, Barbara Wituszyńska

Neuer Seelsorger für die Deutschen aus Russland

Pfarrer Dr. Alexander Hoffmann hat am 1. September sein Amt angetreten

Der folgende Artikel wurde uns freundlicherweise vom Vorsitzenden des kath. Flüchtlingsrates in Deutschland Dr. Norbert Matern zum Abdruck zur Verfügung gestellt.

Eine zweijährige Suche führte endlich zum Erfolg. Am 1. September 2007 wurde Pfarrer Dr. Alexander Hoffmann neuer Visitator für die rund 700.000 katholischen Deutschen aus den GUS-Staaten. Nachdem der langjährige verdiente Visitator Eugen Reinhardt sein Amt altersbedingt zur Verfügung gestellt hatte und in seine ehemalige Diözese auf den Philippinen zurückgekehrt war, hatte der Beauftragte der Deutschen Bischofskonferenz für die Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge, der Limburger Weihbischof Gerhard Pieschl, die Seelsorge für die deutschen Katholiken aus Russland, Kasachstan und anderen GUS-Staaten zusätzlich übernommen. Erzbischof Schick von Bamberg konnte sich nicht entschließen, angesichts des eigenen Priestermangels einen Russisch sprechenden Pfarrer frei zu geben. So half der Münchner Kardinal Wetter. „Wir lassen ihn schweren Herzens ziehen“ heißt es im Ordinariat mit Blick auf den Seelsorger des Pfarrverbandes Schweitenkirchen mit sieben Pfarreien.

Pfarrer Dr. Alexander Hoffmann wurde 1958 in Karaganda (Starij Maikuduk), Kasachstan, in einer kinderreichen gläubigen Familie geboren. Morgenandacht und abendlicher Rosenkranz daheim waren für Alexander und seine neun Geschwister von früh an selbstverständlich. 1971 zog die Familie nach Litauen, wo endlich ein regelmäßiger Kirchenbesuch möglich war. Der Pfarrer nahm den 13-Jährigen auf, der mit seinen Geschwistern, den Eltern und zwei Großmüttern in einer Drei-Zimmer-Wohnung lebte. 1976 kam Alexander zum Militär in Puschkin bei St. Petersburg. „Wie haben Sie diese schwere Zeit überstanden?“ Die Antwort ist einleuchtend: „Ich war zusammen mit meinem Bruder in derselben Einheit. Der war Fahrer für einen Offizier, das schützte uns“.

Als Alexander 1979 in das Priesterseminar von Kaunas eintreten wollte, meldete sich der KGB. Weil Hoffmann nicht unterschrieb, konnte er nicht mit dem Studium beginnen. Da die Familie 1980 nach Deutschland übersiedeln konnte, holte der inzwischen 22-Jährige das deutsche Abitur nach und begann anschließend in Freiburg das Studium der Theologie. Der heutige Erzbischof Zollitsch



war Direktor des Collegium Borromäum, der seine Studenten für die Theologie begeisterte. 1989 wurde das Studium in München abgeschlossen, 1991 folgte die Priesterweihe. Die Primiz wurde in Moskau gefeiert. Kardinal Wetter genehmigte die Promotion an der Universität Regensburg. Thema: „Dialog der Religionen“.

Der neue Visitor ist also für seine Aufgabe bestens vorbereitet. Er beherrscht die russische und litauische Sprache, verfügt über gute Kontakte nach Osten, kennt dessen Mentalität und ist in Deutschland beheimatet. Weil er selbst aus einer großen Familie stammt und sich in die Lage der russlanddeutschen



Jugendlichen hinein versetzen kann, ruhen große Hoffnungen auf ihm.

Zusammen mit dem „Katholischen Flüchtlingsrat in Deutschland“ will er auch versuchen, mehr für die inhaftierten russlanddeutschen Jugendlichen zu tun. Sie, die vielfach gegen ihren Willen von den Eltern nach Deutschland mitgenommen wurden, die Sprache nicht kennen und straffällig wurden, können in den Gefängnissen nicht genügend resozialisiert werden. Wer kann sie dort auf Russisch ansprechen? Es müsste doch möglich sein, z.B. arbeitslose russlanddeutsche Erzieher für die besondere Betreuung dieser Jugendlichen einzusetzen. Noch stehen dem unsere Gesetze und Verordnungen entgegen. Auf den neuen Visitor warten viele seelsorgerliche Aufgaben. Die Integration der Deutschen aus Russland in die Gemeinden und Pfarreien dient zugleich der ganzen deutschen Gesellschaft.

Visitor Hoffmann wird auch das bisherige Büro für die katholischen Deutschen aus Russland von Königstein im Taunus in die Nähe der Deutschen Bischofskonferenz verlegen. Das sichert kurze Wege zu den Entscheidungsträgern und Geldgebern.

Einer der Träume des neuen Visitors: Dabei zu sein, wenn im Herbst 2008 in seiner Heimatstadt Karaganda die Kathedrale-Sühnekirche „Mutter aller Nationen“ eingeweiht wird.

Sie liegt unmittelbar neben einem Gelände, auf dem in den vierziger Jahren zur Zeit des stalinistischen Terrors Deportierte verschiedener Nationen umgebracht und anonym verscharrt wurden.

Neue Anschrift der Seelsorgestelle: Kaiser-Friedrich-Straße 9, 53113 Bonn, Telefon (02 28) 24 39-5 12, Fax (02 28) 24 39-4 34, E-Mail: kath.russlanddeutsche@t-online.de

Norbert Matern

Der Streit um ein „Zentrum gegen Vertreibungen“ ist beigelegt

Nach neun Jahren zäher Debatte, Streit, Anfeindungen und Belastungen für das deutsch-polnische Verhältnis, konnte der Konflikt um das „Zentrum gegen Vertreibungen“ endlich beigelegt werden. Zumindest politisch ist „die Kuh vom Eis“. Kulturstatsminister Bernd Neumann einigte sich Anfang Februar in Warschau mit Vertretern der neuen polnischen Regierung auf „ein sichtbares Zeichen gegen Flucht und Vertreibung“, welches in Berlin errichtet werden soll. Das Zentrum soll den historischen Zusammenhang der Vertreibungen darstellen und dabei auch auf die Deportation der polnischen Bevölkerung eingehen, also nicht nur – wie das vom Bund der Vertriebenen (BDV) angedachte Zentrum – die Vertreibung der Deutschen dokumentieren. Auch Vertreibungen in Bosnien oder anderen Ländern Europas werden dokumentiert. Neumann und der polnische Staatssekretär Władysław Bartoszewski betonten nach ihrem Gespräch Anfang Februar die Bedeutung „eines offenen, historischen Dialoges für die deutsch-polnischen Beziehungen“. Außerdem wurde von beiden Seiten eine Zusammenarbeit bei anderen historischen Projekten angeregt – zum Beispiel bei dem vom polnischen Regierungschef Donald Tusk vorgeschlagenen „Museum des II. Weltkrieges“ in Danzig. Die national-konservative Opposition in Polen, die unter der Regierung Jarosław Kaczyński das Zentrum jahrelang blockiert hatte, lehnt das Projekt hingegen nach wie vor ab. Der frühere Beauftragte der polnischen Regierung für Kontakte zu Deutschland Mariusz Muszyński sprach von einer „politischen Falle“ und ging sogar so weit in einem Interview zu sagen, es habe keine Vertreibung der Deutschen gegeben, sondern „Aussiedlungen“.

Auch wenn die politischen Rahmenbedingungen für das Zentrum in Berlin (welches unter Beteiligung des Deutschen Historischen Museums als Dauerausstellung am „Anhalter Bahnhof“ entstehen soll) nun gegeben sind, bleiben jedoch viele Fragen offen. In wie weit und ob überhaupt sich die Kirchen an dem Projekt beteiligen, ist ebenso ungeklärt, wie die Rolle des BDV und dessen Vorsitzender Erika Steinbach. Will der BDV überhaupt ein Zentrum, wenn es nicht nach seinen Ideen errichtet wird? Ist der BDV im Kuratorium oder im Vorstand vertreten? Inwieweit werden Vertriebenenverbände – insbesondere auch die katholischen Vertriebenenverbände – an der Planung und Konzeption teilhaben? Bundespräsident Horst Köhler hat sich in-

zwischen für eine solche Beteiligung ausgesprochen. In einem Interview mit der Frankfurter Allgemeinen Zeitung sagte er: „Es gibt keinen überzeugenden Grund, die Vertriebenenverbände von diesem Projekt auszuschließen“, und weiter: „Ihr Sachverstand sollte hilfreich sein.“

Der Vorstand des Adalbertus-Werk e. V. begrüßt die Entscheidung für ein Zentrum gegen Vertreibungen, welches sich gegen alle Vertreibungen richtet. Die Forderung, dass ein solches Zentrum unter Beteiligung möglichst vieler Personen, Vereine und Verbände errichtet werden solle, haben die in der AKVO zusammengeschlossenen katholischen Vertriebenenorganisationen in einer Erklärung von Anfang an erhoben. Im Jahr 2007 – nach der Grundsatzentscheidung der Bundesregierung für das Zentrum – hat die AKVO letztmals Stellung bezogen:

„Die AKVO sieht in den bekannt gewordenen Grundzügen dieser Konzeption zur Errichtung des Zentrums ihre wiederholt veröffentlichten Forderungen bestätigt:

- a) das Zentrum soll eine allgemeine staatliche Einrichtung in Berlin sein und keine Angelegenheit nur eines Verbandes;
- b) die Gesamtumstände, Vorbedingungen, der Durchführungsrahmen und die politisch-ideologischen Voraussetzungen von Vertreibungen, nach und gerade der Vertreibung der Deutschen nach 1945, sind jeweils persönlich darzustellen;
- c) eine reine deutsche Betrachtungsweise ist unangebracht!
- d) an Aufbau und Struktur des Zentrums sollen in- und ausländische Opferverbände, sowie deutsche repräsentative, gesellschaftliche Organisationen zum Beispiel die Kirchen mitwirken.

Die AKVO unterstreicht erneut ihre Bereitschaft, in der Weiterentwicklung und Umsetzung der nun dargelegten Konzeption für das Dokumentationszentrum mitzuwirken.“

Wir hoffen, dass es nun endlich gelingt, gemeinsam mit Politikern, Betroffenen, Vereinen, Verbänden und Historikern ein solches „Zentrum gegen Vertreibungen“ zu schaffen, in dem aller Opfer von Krieg, Vertreibung, Flucht, Unrecht und Leid gedacht werden kann, und wir hoffen auch, dass dies Zentrum nicht nur ein Ort des Erinnerns durch die Betroffenen werden möge, sondern auch ein Ort, in dem nachfolgende Generationen die Geschichte erfahren, die im Schulunterricht oft wenig Beachtung findet.

Wolfgang Nitschke
(Geschäftsführer der AKVO)



Adalbertus-Werk e.V.
Bildungswerk der Danziger Katholiken
Adalbertus-Jugend
Katholische Jugend aus Danziger Familien
Cari-Mosterts-Platz 1 · 40477 Düsseldorf
Tel. 0 89/5 02 05 57 · Mobil 01 71/3 15 38 76
www.adalbertuswerk.de · kontakt@adalbertuswerk.de

W. Nitschke, Adalbertus-Werk e.V., Ganghoferstr. 58, 80339 München

S.E. Herrn Erzbischof
Dr. Robert Zollitsch
Schoferstr. 2
79098 Freiburg

München, 12. Februar 2008

Sehr geehrter Herr Erzbischof Zollitsch,

im Namen der Mitglieder von Adalbertus-Werk e.V. und Adalbertus-Jugend gratuliere ich Ihnen herzlich zu Ihrer Wahl zum Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz.

Mögen die Aufgaben und Belastungen, die Sie als Oberhirte einer der an Gläubigen reichsten Diöcese Deutschlands ohnehin bewältigen müssen, dadurch auch noch größer werden, so ist Ihre Wahl für die katholischen Vertriebenen- und Aussiedlerorganisationen und die Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge doch auch ein Zeichen. Sie wissen, worüber wir reden, Sie kennen das Anliegen der Versöhnung und Verständigung mit den Völkern Ost-, Ostmittel-, und Südosteuropas und – so ich richtig informiert bin – sind Sie auch Mitglied eines katholischen Vertriebenenverbandes.

Alle elf Verbände der katholischen Vertriebenenarbeit hatten sich immer gewünscht, dass Sie Nachfolger unseres im kommenden Jahr scheidenden „Vertriebenenbischofs“ werden würden. Dass wir nun – so unsere Hoffnung – einen Ansprechpartner haben, der aus persönlichem Schicksal unsere Anliegen versteht und auch noch Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz ist, hätten wir nicht zu träumen gewagt.

Ich bitte Sie, diese Feststellung nicht als weitere Forderung an Ihre Person, sondern als Angebot zu verstehen, gemeinsam am Werk der Versöhnung zu arbeiten.

Als Bildungswerk der Danziger Katholiken, dass im Wesentlichen von Laien getragen ist, wollen wir unseren Auftrag der Versöhnung mit den Völkern im Osten fortsetzen und freuen uns, wenn wir dabei Stärkung und Unterstützung von geistlicher Seite erfahren. In diesem Sinne hoffen natürlich auch, dass die katholischen Vertriebenenverbände unter Ihrer Leitung mit der Deutschen Bischofskonferenz eine tragbare Lösung für die Zukunft der Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge und den Fortbestand der Visitatoren finden werden.

Adalbertus-Werk e.V. und Adalbertus-Jugend wünschen Ihnen in Ihrem neuen Amt Kraft, Gesundheit und Freude, Erfolg, Zuspruch und Unterstützung, Gottes Segen und Gnade!

Mit freundlichem Gruß

Adalbertus-Werk e.V.
Wolfgang Nitschke
amtierender Vorsitzender
Adalbertus-Jugend – Geschäftsführer



Erzbischof Dr. Zollitsch

Dr. Robert Zollitsch wurde am 9. August 1938 als Volksdeutscher („Donauschwabe“) in Filipovo (Philippsdorf) im ehemaligen Jugoslawien geboren. Nach der Vertreibung und Flucht aus der Heimat kam die Familie 1946 nach Oberschüpf im Landkreis Tauberbischofsheim und damit in die Erzdiözese Freiburg. 1953 siedelte sie nach Mannheim-Rheinau um.

Von 1960 bis 1964 studierte er als Priesteramtskandidat Theologie an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Nach der pastoral-praktischen Ausbildung im Priesterseminar St. Peter wurde er am 27. Mai 1965 im Münster in Freiburg von Erzbischof Dr. Hermann Schäufele zum Priester geweiht.

Im März 1974 wurde Robert Zollitsch mit einer Dissertation über „Amt und Funktion des Priesters in den ersten zwei Jahrhunderten“ von der Theologischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg zum Doktor der Theologie promoviert.

Im April 1983 berief ihn Erzbischof Dr. Oskar Saier als Mitarbeiter ins Erzbischöfliche Ordinariat und übertrug ihm die Aufgabe des Personalreferenten. Bis zu seiner Wahl zum Erzbischof von Freiburg war Robert Zollitsch verantwortlich für den Einsatz aller Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die in der Seelsorge tätig sind, also der Pfarrer und Vikare sowie der Ständigen Diakone, der Pastoralreferenten und Pastoralreferentinnen und der Gemeindefreferenten und Gemeindefreferentinnen.

Am 20. Juli 2003 wurde Dr. Robert Zollitsch zum Bischof geweiht und in sein Amt als vierzehnter Erzbischof der 1827 gegründeten Erzdiözese eingeführt.

Seit dem 12. Februar 2008 ist er Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz.



Wappen von
Erzbischof Zollitsch

Sehr geehrter Herr Nitschke,

für Ihre freundlichen Glückwünsche zu meiner Wahl zum Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz danke ich Ihnen sehr und sehe darin ein Zeichen Ihrer Verbundenheit, das mich stärkt.

Die Wahl am 12. Februar hat mir gezeigt, dass ich auf das Vertrauen meiner Mitbrüder im Bischofsamt und ihre Unterstützung zählen kann. Dieser Rückhalt, aber auch die wohlwollende Resonanz in den vielen Gratulationsschreiben, in der breiten Öffentlichkeit sowie den Medien machen mir Mut. Zugleich wird darin eine hohe Erwartung erkennbar, der ich mich stellen will, auch wenn die Fußstapfen meines hoch geschätzten Vorgängers Karl Kardinal Lehmann groß sind.

Für das in Ihren Glückwünschen zum Ausdruck gebrachte Vertrauen danke ich Ihnen und bitte gleichfalls, das gute Miteinander zu gestalten, in ehrlicher Kritik und gemeinsamer Bereitschaft zum Einsatz für die Menschen in unserem Land und die vielen weltweit, die sich auf unsere Hilfe und unsere Partnerschaft verlassen.

Mit den besten Segensgrüßen

Ihr

Erzbischof



Glückwünsche

■ Am 4. September 2007 wurde **Gerhard Erb** 70 Jahre alt. Über ihn zu schreiben, heißt, über das Adalbertus-Werk zu schreiben. Die Aufgaben, die er in den vergange-



Elisabeth und Gerhard Erb im Gespräch mit Pater Roman Deyna.

nen Jahrzehnten übernommen hat, sind vielfältig: Vorstandsmitglied, Mitglied im Arbeitskreis, Verfasser von Artikeln für diverse Veröffentlichungen innerhalb unserer Arbeit, Buchautor, Referent, Mitarbeit bei Tagungen und Treffen – und perfekter Vorleser von Geschichten. Generationen von Gemeindefahrern verdanken ihm viel. Ohne seine Ehefrau **Elisabeth Erb** wäre jedoch Vieles nicht möglich gewesen. Sie beging am 2. Oktober 2007 ebenfalls ihren 70. Geburtstag.

■ Am 12. September 1967 erblickte Pater **Roman Ziola** das Licht der Welt. So durfte der Direktor des Maximilian-Kolbe-Hauses in Danzig/Gdańsk im vergangenen Jahr seinen 40. Geburtstag feiern. Pater Roman ist als Referent in Danzig, Teilnehmer und Referent in Gemen, Organisator von Jugendbegnungen, aber auch als Zelebrant von Gottesdiensten und fröhlicher Zeitgenosse unser Freund geworden. Denen, die dabei waren, ist sicher auch sein Engagement bei der Organisation der Veranstaltung „Assisi in Danzig“ in Erinnerung. Wir danken mit den Glückwünschen zum Geburtstag auch für die vertrauensvolle Partnerschaft, die wir im „Dom Maksymiliana Kolbe“ immer wieder erleben dürfen.

■ Am 4. Oktober 2007 wurde **Georg Klein** 85 Jahre alt. Seit vielen Jahren gehört er zu denen, die in den Referaten während der Gementagungen in der ersten Reihe sitzen, um keine Facette der Vorträge, Beiträge und Diskussionen zu verpassen. Und die bunten Freitagabende wären ohne den nahezu unermüdlich tanzenden Georg Klein um eine liebenswerte Anekdote ärmer.

■ Ihren dreißigsten Geburtstag beging am 20. Oktober 2007 **Marianne Nipps**. Sie gehört zusammen mit ihrer Großmutter, Eva-Maria Trepschick, die im Jahr 2006 einen tragischen Verkehrsunfall erlitt, zu den treuen Gementeilnehmern. Obwohl Marianne oft die einzige in ihrer Altersgruppe gewesen ist, hält sie bis heute unserer Gemeinschaft die Treue und pflegt Freundschaften in allen Altersgruppen. Einige Jahre gehörte sie zum Sprecherteam der Adalbertus-Jugend und unterstützte Alfred Ordowski bei der Tagungsorganisation. Heute ist Marianne Leiterin des Arbeitskreises und managt selber das Drumherum beim Gementreffen – vom Stüh-

lerücken bis zum Getränkeverkauf. Wir hoffen, dass sie Gemen noch lange erhalten bleibt.

■ Ihren 85. Geburtstag beging am 7. Dezember 2007 **Maria Resmer**. Sie ist nicht nur Gemeindefahrern als treue Teilnehmerin der Jahrestreffen bekannt, sondern ist auch bei Regionaltreffen (Essen-Werden etc.) gern gesehener Gast.

■ Auf runde 80 Jahre blickte **Carla von Schütz** am 19. Dezember 2007 zurück. Die Zahl der Gementreffen, die Carla von Schütz miterlebt hat, ist kaum zu zählen. Ein großer Freundeskreis unter den Gemein-Teilnehmern ist der „Lohn“ für ihre Treue zum Adalbertus-Werk. Beim 60. Gementreffen war sie – nach einigen Jahren Auszeit – wieder unter uns.

■ Auf 75 Lebensjahre konnte am 22. Dezember 2007 **Monsignore Johann Tassler** zurückblicken. Der gebürtige Sudetendeutsche war lange Jahre Leiter der „Arbeitsstelle Süd für die Seelsorge der Heimatvertriebenen“. Bis heute ist er Geistlicher Beirat der Arbeitsgemeinschaft der Katholischen Vertriebenenorganisationen (AKVO), dem Dachverband, dem auch das Adalbertus-Werk angehört. Mit seinen nachdenklichen Impulsen bereichert er Tagungen, Gottesdienste und Gespräche. Im Hauptberuf wirkte er lange als Krankenhausseelsorger in München-Bogenhausen. Jetzt im (Un-)Ruhestand ist er als Administrator der Pfarrgemeinde St. Konrad in München-Neuaußing eingesetzt.

■ Am 9. Februar 2008 feierte **Wim van der Linden** seinen 70. Geburtstag. Der gebürtige Niederländer aus Leiden ist seit den 1960er Jahren mit unserer Gemeinschaft verbunden und gilt als „Ehrendanziger“. Mit seiner herzlichen Art und seiner Hilfsbereitschaft hat er viele Freunde in Gemen und



Danzig gewonnen. Vor der Verhängung des Kriegsrechts organisierte er unter anderem mehrere Hilfstransporte nach Polen. In Gemen versteht er bis heute den Küsterdienst. Der „Dicke“ ist ein lebendes Beispiel für unser letztes Gementhema: „Migration, Integration, Weggehen und Ankommen im neuen Europa“. Wim ist irgendwie Niederländer, Deutscher und Danziger in einer Person.

■ Am 27. Februar 2008 feierte **Maria Piotrowicz** ihren 80. Geburtstag. Maria Piotrowicz ist mehr, als unsere „rechte Hand“ in Danzig. Ohne ihre Hilfe, ihr Engagement und ihr Organisationstalent wären viele Dinge, die das Adalbertus-Werk e. V. in Danzig erreicht oder veranstaltet hat, nicht so einfach zu realisieren gewesen.

In Danzig geboren und zunächst aufgewachsen, musste Maria Piotrowicz den Freistaat zu Beginn des Krieges verlassen und ging mit ihren beiden Geschwistern nach

Thorn/Toruń. Der Vater war ins KZ gebracht worden, die Mutter verstarb früh. Nach dem Krieg kamen die Schwestern Maria und Barbara wieder nach Danzig, der Bruder blieb bis heute in Thorn/Toruń. Maria Piotrowicz erlernte die Juristerei, arbeitete beim Zoll und am Flughafen. Von Anfang an – seit der Gründung – hat sie sich in Danzig in der Gesellschaft Polen-Deutschland engagiert, und so war es nicht nur logisch, sondern auch eine glückliche Fügung, dass sie bereits mit einem der ersten Busse, die aus Danzig kamen, zu den Gementreffen reiste. Wir hoffen, dass wir noch viele Jahre auf die vertrauensvolle und tatkräftige Hilfe von Maria Piotrowicz bauen können. Gefeierte wurde der 80. Geburtstag übrigens dreimal, denn aller guten Dinge sind drei.

■ Am 10. März 2008 feierte **Georg Drost**, seit 1994 Kassenwart des Kirchbauvereins St. Dorothea von Montau, seinen 75. Geburtstag. Der gebürtige Breslauer kam über die „Gemeinschaft katholischer Männer und Frauen“ im ND in Kontakt zum Kirchbauverein und zum Adalbertus-Werk. Der Kirchbau ist ihm so ein Projekt geworden, welches er immer mit großem Engagement, mit Herz und Seele, aber auch durch finanziellen Einsatz förderte. Georg Drost ist auch mit 75 nicht müde geworden. Zahlreiche Ehrenämter im „Werkbund“, Stiftungen und seiner Partei sorgen dafür, dass er auch als Rentner kaum Zeit hat, weshalb Gemeinbesucher ihn oft nur „auf der Durchreise“ erleben.

Ihnen allen Gottes Segen und Kraft für die Zukunft. **ab/ao/wvn**




Adalbertus
forum

Impressum

Herausgeber:
Adalbertus-Werk e.V. und Adalbertus-Jugend
Carl-Mosterts-Platz 1, 40477 Düsseldorf

Redaktion:

Arndt Brede, Viola Nitschke-Wobbe, Wolfgang Nitschke (V.i.S.d.P.), Adalbert Ordowski
Redaktionsanschrift: Viola Nitschke-Wobbe
An der Wellenburg 17, 60437 Frankfurt am Main
Tel. (069) 95 05 94 70, Fax (069) 50 68 57 80
E-Mail: v.nitschke-wobbe@adalbertuswerk.de
Internet: www.adalbertuswerk.de

Gestaltung und Herstellung:

MediaService Wilczek GmbH
An der Vehlingshecke 35, 40221 Düsseldorf
Tel. (02 11) 15 30 31, Fax (02 11) 15 30 77
E-Mail: wilczek.gmbh@t-online.de

Fotos: Archiv, I. Davids, EU, R. Gollmann, G. Heinzmann, V. Nitschke-Wobbe, W. Nitschke, A. u. B. Ordowski, Presseamt Münster, Privat, N. Quecke, Staatskanzlei NRW.

Für Mitglieder ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten. Für Nichtmitglieder wird eine Spende in Höhe von 15 Euro je Jahr erbeten.
Konto: Postbank Essen (BLZ 360 100 43)

Konto-Nr. 151966-435

ISSN 1862-1627

In Erinnerung an Prälat Anton Behrendt

Vor nun schon 40 Jahren am 11. 1. 1968 verstarb der erste Apostolische Visitator der Danziger Katholiken, Prälat Dr. Anton Behrendt. Obwohl ich damals erst sechs Jahre alt war, kann ich mich trotzdem recht gut an das feierliche Begräbnis auf dem Düsseldorfer Südfriedhof erinnern – so viele Geistliche, wie an diesem Tag hatte ich noch nie gemeinsam gesehen.

Prälat Behrendt war nicht nur als Visitator eine feste Größe in der Arbeit des Adalbertus-Werkes. Er hat seinen Dienst als Zelebrant, Referent und Wegbegleiter verrichtet und er war für die Kinder durch seine Herzenswärme auch immer ein guter „Onkel Pfarrer Behrendt“.

Anton Behrendt wurde am 16. 1. 1896 in Klein-Zirkwitz in Westpreußen in einer Familie mit 15 Kindern geboren, studierte in Würzburg, Rom und Innsbruck und erhielt 1923 die Priesterweihe. Anschließend war er Vikar an St. Franziskus in Emaus-Schidlitz, in Prangenau, an St. Josef und Kuratus in Kalthof. 1938 berief ihn Bischof Carl Maria Splett als Dompfarrer nach Oliva. Während des Krieges war er Generalvikar der Diözese Danzig. Nach der Vertreibung war



■ Prälat Anton Behrendt, 1964 in Gemen.

Prälat Dr. Behrendt von 1946 bis 1952 in der Diözese Rottenburg und ab 1952 als Pfarrer an St. Ida in Münster-Gremendorf tätig. Hier baute er die „Zentralstelle der Danziger Katholiken“ auf und gab den ersten „Heimatbrief“ heraus. Nach dem Tod des Danziger Bischofs 1964 wurde er von Papst Paul VI. zum ersten Apostolischen Visitator der Danziger Katholiken in Deutschland ernannt und lebte dann in Düsseldorf. Dieses neue Amt wurde durch seine Persönlichkeit geprägt. 1966 an seinem 70. Geburtstag wurde ihm das Große Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland verliehen. Das Adalbertus-Werk gedenkt seiner in tiefer Dankbarkeit.

WN (GN 1996)

Personalien

■ Mit seinem 70. Geburtstag am 7. September 2007 schied **Erzbischof Dr. Erwin Josef Ender** als Apostolischer Nuntius, also als Vertreter des Vatikans in Berlin, aus seinem Dienst aus und zog sich nach Rom zurück. Rom ist nach der Vertreibung aus der Grafschaft Glatz mit dem Studienbeginn 1959 seine zweite Heimat geworden und geblieben. Über 30 Jahre war er dort im Studium, wurde 1965 zum Priester geweiht, begann seine Studien für die diplomatische Laufbahn im Vatikanischen Staatssekretariat und ging nach seiner Bischofsweihe 1990 als Pro-Nuntius in den Sudan, schaffte. Mit dem Besuch des



Papstes Johannes Paul II. im Sudan gelang ihm eine politische Sensation. Nach Stationen ab 1997 in Lettland, Litauen und Estland ging es 2001 nach Prag und 2003 nach Berlin. Schon als Student hat sich der aus der Grafschaft Glatz stammende Ender zu seinen Wurzeln bekannt und als Nuntius von Prag oft seine Heimat besucht und sie anderen gezeigt. Im letzten Jahr ermöglichte er mit einer hohen Spende die Renovierung der Steingrunder Kapelle.

■ Erzbischof **Miroslav Kardinal Vlk** von Prag erhielt den europäischen St.-Ulrich-Preis 2007. Bei der Überreichung des Preises am 15. September in Dillingen/Donau würdigte der damalige bayerische Innenminister und jetzige Ministerpräsident Dr. Günther Beckstein die Verdienste des 75-Jährigen. „Trotz des während des Kommunismus persönlich erlittenen Unrechts war und ist Kardinal Vlk ein Mann, der Brücken zwischen den politischen, religiösen und sozialen Gruppierungen innerhalb Tschechiens, aber auch zwischen den Völkern Europas baut“, so Beckstein.



Aufmerksamkeit erregte Vlk schon im Herbst 1989 mit einem „Versöhnungsbrief an die aus ihrer Heimat vertriebenen katholischen Böhmerwälder“ und pflegt auch persönliche Kontakte zu den Mitgliedern der Ackermann-Gemeinde der katholischen sudetendeutschen Heimatvertriebenen. Im Jahr 1999 wurde Vlk für seinen Beitrag zur Versöhnung bereits mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. Es sei ihm hier ausdrücklich dafür gedankt, dass er auch die Danziger Katholiken immer in sein Gebet eingeschlossen hat und uns seit Jahren regelmäßige Grußbotschaften übermittelt.

■ Der Beauftragte der Deutschen Bischofskonferenz für die katholische Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge und Limburger **Weihbischof Gerhard Pieschl** feierte am 21. Oktober 2007 das 30-jährige Jubiläum seiner Bischofsweihe mit einem fest-



lichen Gottesdienst im Frankfurter Bartholomäusdom. Pieschl war am 23. Oktober 1977 im Dom zu Frankfurt in sein Amt als Weihbischof eingeführt worden. Der 73-jährige Pieschl

ist Sudetendeutscher. Im Alter von zwölf Jahren wurde er aus seiner Heimatstadt Mährisch-Trübau vertrieben und teilte damit das Schicksal vieler Deutscher nach dem Krieg. Aus dieser Erfahrung heraus hat sich Pieschl zeitlebens für die Eingliederung von Flüchtlingen, Heimatvertriebenen und Spätaussiedlern engagiert. Für seine Bemühungen um Aussöhnung erhielt er unter anderem das Bundesverdienstkreuz erster Klasse und den europäischen Karlspreis der Sudetendeutschen Landsmannschaft. Bei der Verleihung der Wilhelm-Leuschner-Medaille für besondere Verdienste um das Land Hessen Ende 2006 würdigte Ministerpräsident Roland Koch (CDU) Pieschls Beitrag „zur Verständigung mit unseren mittel- und osteuropäischen Nachbarvölkern“. Aus Altersgründen wird er im kommenden Jahr sein aktives Bischofsamt und damit sein Amt als Vertriebeneenseelsorger aufgeben müssen.

■ Zum 75. Geburtstag gratulieren wir **Prälat Winfried König**, dem Apostolischen Visitator für Priester und Gläubige aus dem Erzbistum Breslau. Geboren ist König zwar am 4. Dezember 1932 im westfälischen Haltern, wo sein Vater im Schuldienst tätig war. Doch 1933 kehrte die schlesische Familie in die Heimat nach Neiße zurück. Nach Vertreibung und Theologiestudium ließ er sich 1960 zum Priester weihen. 1974 wurde er Geistlicher Beirat des Heimatwerks Schlesischer Katholiken. 1982 berief ihn dann Papst Johannes Paul II. zum Apostolischen Visitator für die Schlesischen Katholiken in Deutschland. Aus dem Amt des Oberhirten für die schlesischen Heimatvertriebenen schied er mit dem Jahresende 2007 aus. Seine Nachfolge übernahm zunächst für ein Jahr **Großdechant Franz Jung** von der Glatzer Gemeinschaft. Lange Jahre war Prälat König auch Leiter der



Winfried König (links) und Franz Jung.

Arbeitsstelle Nord, die die Mittel für die Vertriebenenseelsorge verwaltete. Für seinen weiteren Lebensweg wünschen wir ihm Gesundheit, Lebensfreude und Gottes Segen.

■ **Herbert Gröger** hat den päpstlichen Silvesterorden erhalten, der ihm vom Münsteraner Bischof Reinhard Lettmann am 5. September 2007 überreicht wurde. Damit wird der gebürtige Schlesier vor allem für



sein Engagement als langjähriger Vorsitzender der Kommission zum Schutz des ungeborenen Lebens im Bistum Münster und Mitbegründer der Heinrich-Tenhumberg-Stiftung geehrt. Weiterhin war er Mitbegründer des Heimatwerks der Schlesischen Katholiken und brachte sich von Anfang an in unterschiedlichster Form in den Dachverband, die Arbeitsgemeinschaft Katholischer Vertriebenenorganisationen (AKVO), ein. Das Adalbertus-Werk gratuliert dem 78-Jährigen zu der Auszeichnung.

■ Der Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen Jürgen Rüttgers hat am 27. August 2007 elf Bürgerinnen und Bürger mit dem Verdienstorden des Landes Nordrhein-Westfalen ausgezeichnet. Sie erhielten den Orden im feierlichen Rahmen auf Schloss Morsbroich in Leverkusen. Der Verdienstorden des Landes Nordrhein-Westfalen ist im März 1986 gestiftet worden. Er wird an Bürgerinnen und Bürger aus allen Gruppen der Bevölkerung verliehen, deren außerordentliche Verdienste für die Allgemeinheit in allen Lebensbereichen erworben worden sein können. Zu den am 27. August ausgezeichneten gehört auch **Dr. Rupert Neudeck**. Der Wortlaut der Laudatio:

„Menschenrechte sind unteilbar. Für Rupert Neudeck wiegen diese Worte schwer. Des-

■ **Rupert Neudeck mit dem NRW-Ministerpräsidenten Jürgen Rüttgers.**



halb lautet seine Devise: ‚Nicht unnötig reden, sondern handeln‘ – ‚eine Devise‘, der viele Menschen ihr Überleben verdanken: Denn Rupert Neudeck hat sich derjenigen angenommen, die in großer Not sind. Er hilft denen, die keinen Fürsprecher haben. Dabei hat er sich im Laufe der Jahre den Ruf eines ‚humanitären Quälgeistes‘ erworben. Da schwingt sehr viel Respekt vor seiner Lebensleistung mit und es sagt zugleich sehr viel über den Menschen Rupert Neudeck aus: Beharrlich in der Sache – ungeduldig, wenn Hilfe auf sich warten lässt – widerborstig, wenn die Bürokratie vor der Not die Augen zu verschließen scheint. Der Name Rupert Neudeck ist heute schon fast ein Synonym für humanitäres Arbeiten – das ist beachtlich, aber verwundert nicht, angesichts des jahrelangen Engagements: Vor 28 Jahren gründete er mit Unterstützung von Heinrich Böll das deutsche Komitee ‚Ein Schiff für Vietnam‘, aus dem sich etwas später das ‚Komitee Cap Anamur/Deutsche Notärzte‘ entwickelte.

Dank seiner Initiative konnten alleine in den ersten drei Jahren nach der Gründung über 9.000 ‚boat people‘ vor der vietnamesischen Küste aus dem Meer gerettet werden. Andere Krisenregionen kamen bald hinzu. ‚Cap Anamur‘ half in Afrika, Afghanistan, Tschetschenien, Bosnien und Nordkorea. Vor vier Jahren gründete Rupert Neudeck zusammen mit seiner Frau Christel und weiteren Gleichgesinnten das Projekt ‚Grünhelme‘ – ein Peace-Corps, das nach Kriegen und Katastrophen die Häuser der Menschen, aber auch Schulen, Hospitäler, Kirchen und Moscheen wieder aufbaut. Nach dem Tsunami, der am zweiten Weihnachtstag 2004 in Indonesien und anderen asiatischen Ländern furchtbares Elend anrichtete, leistete die Organisation großartige und vor allem unbürokratische Hilfe.

‚Seid vernünftig, wagt das Unvernünftige‘ – seinem Wahlspruch ist Rupert Neudeck sein Leben lang treu geblieben und wir alle hoffen, dass er sich davon – auch gegen alle Widerstände – nicht abbringen lässt.“

Zum Gedenken

■ Die Seefahrt war sein Leben ... – **Reinhard Juttner**, geboren am 29. 9. 1936 in Danzig, gestorben am 12. 8. 2007 in Bremen.

Nach Flucht und Vertreibung aus Danzig im Spätsommer 1945, fand seine Mutter mit den fünf Kindern in Bergkamen ein neues Zuhause. Dorthin kehrte auch der Vater aus dem Krieg zurück.

Schon früh zog es Reinhard fort aus dem Elternhaus. Mit 16 Jahren „schmiss“ er die Schule, da half kein Drängen und kein Drohen des Lehrervaters, doch wenigstens die Schulzeit durchzustehen und mit dem Abitur zu beenden. Der Wunsch zur See zu



fahren war stärker. Sein zunächst enttäuschter Vater fuhr mit ihm nach Bremen, und bei der dortigen Argo-Reederei begann er Anfang 1953 seine Fahrzeit mit dem Ziel, irgendwann als Kapitän auf der Brücke zu stehen. Kontinuierlich baute er alle nötigen Patente auf der Seefahrtsschule in Elsflth bis hin zum A 6. Enge Freundschaften zu anderen Mitstudierenden hielten sein Leben lang, auch wenn man sich berufsbedingt natürlich selten sah.

Es waren glückliche Jahre. 1964 heiratete er seine Frau Hildegard, die auch aus Danzig kam. Die erste Tochter, Katrin, wurde 1967 geboren, es folgte 1971 die zweite Tochter, Vera. Es war ein Schicksalsjahr für die kleine Familie, denn im Dezember starb Katrin durch einen tragischen Unglücksfall.

Nach 17 Jahren bei der Argo, wo er zunächst in der Nord- und Ostsee und dann im Mittelmeer fuhr, wechselte er zur Reederei Jansen in Flensburg, um endlich doch mehr von der Welt zu sehen. Zehn Jahre fuhr er weltweit als Kapitän. In Fortbildungen wurde er 1974 Wirtschaftsingenieur für Seeverkehr; erwarb im selben Jahr das Allgemeine Sprechfunkzeugnis für den Seefunkdienst in Bremen; machte 1976 einen Lehrgang zum Kapitänleutnant und Lehrgangsoffizier in der Marineschule Mürwik. 1995 erfolgte der Umzug von Bremen nach Achim ins eigene Haus. Obwohl ihn die Sehnsucht nach Seefahrt und Ferne nie losgelassen hat, war die aktive Fahrzeit vor 12 Jahren für ihn viel zu früh vorbei. Seither war er aber wieder regelmäßiger Teilnehmer auf allen Tagungen des Adalbertus-Werkes. Nun wurde ihm nach schwerer Operation ganz plötzlich und völlig unerwartet das Steuer aus der Hand genommen, und er ging auf letzte Große Fahrt zum unbekanntesten aller Häfen. Farewell, Master!

hj

■ **Ruth Völschow** wurde am 25. 3. 1919 in Danzig geboren und besuchte dort die Marienschule. Nach ihrer Heirat zog sie mit ihrem Mann, der bei der Eisenbahn beschäftigt war, zuerst nach Bromberg. Von ihren vier Kindern starben zwei im Kindesalter und ihr Mann fiel im Krieg. So machte sie sich im Januar 1945 mit ihren zwei Kindern auf die Flucht und fand in der Nähe von Berlin eine Bleibe.

Da ihr die Situation in der DDR unerträglich wurde, floh sie Anfang der 60er Jahre in die Bundesrepublik Deutschland und fand in Nienburg eine neue Heimat, bis sie 1970/1971 als Sekretärin zu Prof. Dr. Franz-Josef Wothe, dem Apostolischen Visitator der Danziger Katholiken in der Vertreibung nach Hildesheim kam.

Während all dieser Jahre pflegte sie den Kontakt mit vielen Danzigern, die über die ganze Bundesrepublik verstreut wohnten. Fast je-

des Jahr nahm sie an den Danzigertreffen in Gemen teil und fuhr, als es möglich wurde, auch öfter nach Danzig, um von dort Fotos



Ruth Völschow (Mitte) auf dem 60. Gementreffen im Jahre 2006.

mitzubringen, die auch im Heimatbrief oft veröffentlicht wurden.

Während ihrer Tätigkeit bei Prälat Wothe war es ihr großes Anliegen, den Heimatbrief den Danzigern in der Vertreibung nahe zu brin-

gen und die Verbundenheit untereinander zu fördern.

Außerdem engagierte sie sich in der Frauengemeinschaft der Pfarrei St. Elisabeth in Hildesheim. Alle Freunde und Bekannte erlebten sie als fröhlichen, stets hilfsbereiten und großzügigen Menschen, der stets ein Ohr für die Nöte der anderen hatte, Obwohl es ihr in den letzten Jahren gesundheitlich nicht gut ging und sie – um niemanden zur Last zu fallen – in ein Altenheim zog, hat sie nie geklagt, sondern andere mit ihrer Zuversicht aufgebaut. Ruth Völschow starb am 29. 8. 2007 in Hildesheim. Wir vermissen sie sehr.“

Diesen Nachruf auf Ruth Völschow bekamen wir von Ingeborg Arntz, die Jahrelang mit Ruth zusammengearbeitet hat. Frau Arntz hat mich gebeten, noch eigene Erinnerungen hinzuzufügen – eine Bitte, der ich gerne nachkomme, denn Ruth Völschow war eine „gute Seele“ im wahrsten Sinne des Wortes. Ich erinnere mich hier zunächst an das 60. Gementreffen und den Beifall, als sie zum Gruppenfoto kam – Beifall sicher auch dafür, dass sie es gewagt hatte, sich trotz ihrer Krankheit, zur Teilnahme überreden zu lassen, Beifall auch für die Art, wie sie auf die Jugendlichen, auf die ausländischen Gäste, aber auch auf die „alten Freunde“ zugegangen ist – nach Jahren in denen sie nicht in Gemen war. Ich habe – gerade nach dem Tod meiner Eltern – sehr oft mit Ruth telefoniert. Sie war eher Freundin, als Bekannte. Ratgeberin, Lieferantin von Fotos und Büchern und ein lebendes Geschichtsbuch. Kurz vor dem 61. Gementreffen rief mich eine polnische Journalistin an, die einen Bericht über den „Domnik“ schreiben sollte, wie er vor dem Krieg war. Ich habe die Kollegin mit Ruth Völschow in Kontakt gebracht und die Kollegin hat mir nach dem Interview geschrieben: Nun weiß ich viel mehr über „Domnik“, als vorher. Eine andere Erinnerung an Ruth Völschow sind die Ausflüge der Kinder am Sonntag-nachmittag, nach der Vesper. Ruth war immer „Mutter der Kompanie“ hat Kuchen im Bus verteilt oder Saft und sie hatte die Sache immer im Griff.

Mit Ruth Völschow ist ein Danziger Urgestein von uns gegangen, eine Frau, deren Erinnerungen ich gerne noch auf Tonband aufgezeichnet hätte. Leider ist es zu diesem Termin nicht mehr gekommen. **wn**

■ Als deutsch-polnischen Brückenbauer würdigte der Apostolische Visitator der Ermländer, Dr. Lothar Schlegel, seinen Vorgänger im Amt, **Prälat Johannes Schwalke**, der am 29. Oktober 2007 verstarb. Der 1924 bei Allenstein geborene Schwalke ließ sich 1954 in Freiburg zum Priester weihen und nahm von 1975 bis 1998 als Apostolischer Visitator die Seelsorge der Ermländer wahr. „Die Ermländer verlieren mit Prälat Johannes Schwalke einen herausragenden Seelsorger, der die Ermlandfamilie mit seinem unermüdlichen Engagement nachhaltig geprägt hat“, schreibt Schlegel.

■ Am 10. November 2007 verstarb im Alter von nur 48 Jahren **Martin Saenger**. Martin, dessen Bruder Hartmut bis heute regelmäßiger – wenn auch oft nur kurzer Gast – bei den

Veranstaltungen

REGIONALTAGUNGEN 2008

■ **Gütersloh: 25. Mai 2008, 15.00 Uhr; Danziger Vesperandacht** mit Pfarrer Stanislaus Wischniewski in der Pankratiuskirche (Unter den Ulmen 14) in Gütersloh, anschließend Begegnungstreffen im Pfarrheim. Lichtbilder-Vortrag von Viola Nitschke-Wobbe, M.A., „Von Antwerpen bis Riga – Bedeutende Städte der Hanse im Ostseeraum“.

■ **Elmshorn: 31. August 2008, 15.00 Uhr; Danziger Vesperandacht** mit Pfarrer Klaus Langkau in der St.-Marien-Kirche, Elmshorn, Beselerstraße 4, anschließend Begegnungstreffen im Gemeindehaus. Vortrag von Adalbert Ordowski mit anschließendem Gespräch: „Streik – Solidarität – Kriegerrecht: Erinnerung an die Ereignisse in Danzig 1980/81.“

62. GEMENTREFFEN

von Adalbertus-Werk e.V. und Adalbertus-Jugend vom 22. (Jugend) bzw. 23. bis 28. Juli 2008
„*Religion und Werte in Deutschland und Ostmitteleuropa*“
Anmeldungen: Wolfgang Nitschke, Ganghoferstraße 58, 80339 München, Tel. (0 89) 50 20 55-7, Fax (0 89) 50 20 55-8, E-Mail: w.nitschke@adalbertuswerk.de

BEGEGNUNGSTREFFEN IN DANZIG anstelle der 15. Studientagung am 2. Mai 2008

Da sich die recht ehrgeizigen Pläne eine Studientagung in Danzig mit einem Exkursionstag im heutigen Königsberg durch Schwierigkeiten bei der Planung und insbesondere wegen der Visabestimmungen nicht umsetzen ließ, muss die 15. Studientagung in Danzig nun auf das kommende Jahr verschoben werden.

Bevor das Adalbertus-Werk e.V. die im Ma-

ximilian-Kolbe-Haus gebuchten Plätze absagt, soll aber interessierten Mitgliedern das Angebot gemacht sein, auf eigene Kosten in dieser Zeit: 28. April bis 3. Mai 2008 hier Quartier zu nehmen.

Es wäre schön, wenn einige sich entschließen könnten, diese Möglichkeit zu nutzen, der Vorstand wird dies tun.

Wer interessiert ist, melde sich bitte umgehend bei Wolfgang Nitschke, Tel. (0 89) 50 20 55-7, Fax (0 89) 50 20 55-8, E-Mail: w.nitschke@adalbertuswerk.de

Um den Kontakt und die Begegnung mit den Mitgliedern und Partnern in Danzig zu pflegen, wird das Adalbertus-Werk e.V. am FREITAG; dem 2. Mai 2008 ab 14 Uhr ein Begegnungstreffen im Maximilian-Kolbe-Haus veranstalten.

Zum Abschluss planen wir dann gemeinsam nach Nenkau zur St. Dorotheen-Kirche fahren, um mit der Gemeinde die schon traditionelle „Hl. Messe für Frieden und Versöhnung zwischen den Völkern“ zu feiern.

97. DEUTSCHER KATHOLIKENTAG

in Osnabrück 21. bis 25. Mai 2008

„*Du führst uns hinaus ins Weite*“

Auf eine Veranstaltung im Rahmen des Katholikentages sei besonders hingewiesen:

Am Samstag, dem 24. Mai 2008, um 13 Uhr wird ein *Gottesdienst der Vertriebenen* in der Kirche in St. Johannes, Apostel und Evangelist (Rulle) stattfinden. Die Postadresse lautet: Klosterstr. 9, 49134 Wallenhorst.

KREISAU Kontakt und Programm:

Intern. Jugendbegegnungsstätte Kreisau und Europäische Akademie

Krzyzowa 7, PL-58-112 Grodziszczce, Tel. +48-74-8500300 Fax +48-74-8500305, E-Mail: mdsms@krzyzowa.org.pl www.krzyzowa.org.pl

Änderungen bleiben vorbehalten.

**Adalbertus-Werk im Internet:
www.adalbertuswerk.de**

Gementreffen ist, war in seiner Kindheit auch oft in Gemen dabei und ist den Teilnehmern wohl als „Weihrauchschwenker“ in der Vesper in Erinnerung. Er verstarb nur wenige Monate nach der Diagnose seiner Tumorerkrankung und hinterlässt seine Frau und zwei Kinder. Diesen seien der Mut und der Glaube gewünscht, den Verlust des Ehemannes und Vaters zu überwinden. **wn**

■ Am 8. Dezember 2007 verstarb nach kurzer, schwerer Krankheit, aber für uns alle doch unerwartet **Urszula Makowska** in Danzig. Bei der Deutsch-Polnisch-Litauischen Jugendbegegnung im September 2005 in Danzig hatten wir das Vergnügen im Rahmen des Projekts „Danziger Haus- und Straßengeschichten“ einen wunderbaren Spätsommertag mit Urszula Makowska verbringen zu dürfen. Sie, die am 16. Juni 1928 in Graudenz/Grudziądz geboren wurde, zeigte uns Oliva, wo sie aufgewachsen ist und einen großen Teil ihres Lebens wohnte. Urszula Makowska führte uns zu den Orten, die ihr wichtig waren: die ehemalige Katholische Senatsschule, die sie besucht hatte; das Wohnhaus ihrer Kindheit und Jugend in der ehemaligen Greifswalder Straße (heute: ulica Słupska); die Kathedrale, in der sie geheiratet hat; ihr Lieblingskaffeehaus sowie einige andere Plätze. Urszula Makowska präsentierte uns den nach ihrer eigenen Aussage



Deike Schicho (r.) und Nadia Benameur halten bei den „Danziger Straßengeschichten“ alles fest, was Urszula Makowska über ihre Heimatstadt zu erzählen hat.

„schönsten Stadtteil von ganz Danzig“ aus sehr persönlicher Sicht und erfreute uns mit zahlreichen Anekdoten, die sie in ihrer herzlichen und einnehmenden Art und mit ansteckend guter Laune erzählte. Zum Abschluss folgten wir ihrer Einladung zu Kaffee und Kuchen in ihre Wohnung in Langfuhr/Wrzeszcz und unterhielten uns auch über ihr gegenwärtiges Lebensumfeld, so zum Beispiel ihr unermüdliches Engagement für die Caritas in Danzig und ihr Engagement in der Gesellschaft Polen-Deutschland. Durch ihre menschliche Wärme, Kontaktfreudigkeit und Neugier auf das Leben und die Menschen war Urszula Makowska, die sowohl die polnische als auch die deutsche Sprache perfekt beherrschte, bei den Tagungen und Begegnungen in Danzig und Gemen stets eine beliebte und unentbehrliche Gesprächspartnerin, die in unserer Mitte fehlen wird.

Nadia Benameur/Deike Schicho



Wissenswertes über Europa

Der Kontinent Europa hat eine Fläche von 10.532.000 km², und eine Küstenlänge von rund 117.000 m. Der nördlichste Punkt des Kontinents liegt bei etwa 71,2° nördlicher Breite in Knivskjellodden, Norwegen, der südlichste Punkt in Tarifa 36° Nord im Süden Spaniens. Damit beträgt die Nord-Süd-Ausdehnung etwa 3.800 km. Von Ost nach West erstreckt sich die Landmasse Europas vom Uralgebirge in Russland bis zur Atlantikküste Portugals, was etwa 6.000 km West-Ost-Ausdehnung bedeutet. Somit ist Europa der zweitkleinste Kontinent.

Insgesamt ist Europa stark zergliedert. Es beinhaltet einige größere Halbinseln, wie die Iberische Halbinsel, die Apenninhalbinsel, die Skandinavische Halbinsel und die Balkanhalbinsel, sowie viele weitere, kleinere Halbinseln wie Bretagne und Jütland. Außerdem gibt es noch eine Vielzahl von Inseln; die größten sind die Britischen Inseln, Island, Sizilien und Sardinien.

Der höchste Punkt des Kontinents liegt nach der üblichen Definition der „Grenzen Europas in den Alpen zwischen Frankreich und Italien (Mont Blanc – 4.808 Meter). Weniger verbreitet ist es, den nördlichen Kaukasus in Russland zu Europa zu zählen. Dann wäre der Elbrus mit 5.642 Meter die höchste Erhebung des Kontinents. Der niedrigste Punkt Europas liegt mit 28 Metern unter dem Meeresspiegel an der Nordküste des Kaspischen Meeres.

Europa besitzt keine klar zu ziehenden geografischen oder kulturellen Grenzen. Deshalb ist die Frage, wo Europa beginnt und wo es endet immer auch eine Frage der Interpretation, die letztlich durch gesellschaftliche Übereinkunft beantwortet wird.

Die europäischen Grenzen bilden im Süden das Mittelmeer bis zur Straße von Gibraltar, im Westen der Atlantik (wobei die Grenze

zu Nordamerika zwischen Island und Grönland gezogen wird) und im Norden das Europäische Nordmeer.

Im Osten und im Südosten gibt es durch die fehlenden eindeutigen marinen Grenzen, zwischen Europa und Asien, keine allgemein anerkannte und unumstrittene Definition der Grenze. Vielmehr folgte die Grenzfestlegung wechselnden historischen und weltanschaulichen Kriterien und war daher im Lauf der Zeit immer wieder Änderungen unterworfen. Heutzutage wird als „Grenze“ das Uralgebirge, der Uralffluss, das Kaspische Meer, das Schwarze Meer, der Bosphorus, das Marmarameer und die Dardanellen angesehen.

Zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer wird üblicherweise die Mantsch-Niederung und der Fluss Kuma als Grenze zwischen Asien und Europa angesehen. Andere legen die Grenze etwas südlicher auf den Kamm des Kaukasus, so dass er identisch ist mit der russischen Staatsgrenze zu Georgien und Aserbaidschan.

Selbst Kasachstan – betrachtet man den Fluss Ural als Grenze zwischen Europa und Asien – liegt zu einem kleinen Teil (ca. 5,4 % der Landesfläche) im äußersten Osteuropa. In Kasachstan selber sieht man sich aber in erster Linie im Zentrum Eurasiens. Auch zählt die EU Kasachstan nicht zu den europäischen Staaten, sie sind aber Teilnehmer im europäischen Fußballwettbewerb.

Andererseits zählt die EU die drei transkaukasischen Staaten Armenien, Aserbaidschan und Georgien als europäische Staaten an, obwohl sie geografisch eindeutig außerhalb Europas liegen. Hier überlagert die kulturelle Definition das Geografische. Die Türkei dagegen ist wie auch ihre größte Metropole Istanbul zweigeteilt. Der kleinere Teil (ca. 3 % = 23.623 km²) liegt in Europa, der Haupt-

Republik Kosovo – Der 50. Staat Europas

Das Kosovo ist eine Region in Südosteuropa. Am 17. Februar 2008 erklärte der Kosovo sich selbst als ein unabhängiger Staat (losgelöst von der Republik Serbien) und nennt sich nun Republik Kosovo. Es grenzt im Westen an Albanien, im Nord-



westen an Montenegro, im Nordosten und Osten an das engere Serbien, im Süden schließlich an die Republik Mazedonien. In der Europäischen Union, bei den sonstigen Staaten Europas sowie den Staaten außerhalb Europas gehen die Meinungen über die Gründung des Staates Kosovs weit auseinander und daher auch über dessen Anerkennung.

teil in Asien. Auch Russland erstreckt sich über zwei Kontinente: Nur 23 % (= 3.952.550 km²) liegen in Europa, wobei sie mit 37,5 % mehr als ein Drittel des europäischen Kontinents einnehmen.

Als größte Flächenstaaten folgen die Ukraine (603.700 km² = 5,7 %), Frankreich (543.965 = 5,2 %) und Spanien (504.646 km² = 4,8 %). Deutschland (357.020 km² = 3,4 %) folgt nach Schweden an sechster Stelle, Polen (312.685 km² = 3,0 %) nach Finnland und Norwegen und vor Italien der Fläche nach an neunter Stelle.

Die in der offiziellen Web-Seite der EU aufgeführten 49 europäischen Staaten:

EU-Mitgliedsländer (27 Staaten)

Belgien	Malta
Bulgarien	Niederlande
Dänemark	Österreich
Deutschland	Polen
Estland	Portugal
Finnland	Rumänien
Frankreich	Schweden
Griechenland	Slowakei
Großbritannien	Slowenien

Irland	Spanien
Italien	Tschechien
Lettland	Ungarn
Litauen	Zypern
Luxemburg	

Bewerberländer (3 Staaten)

Ehem. jugoslawische Rep. Mazedonien	Kroatien
	Türkei

Weitere europäische Länder (19 Staaten)

Albanien	Monaco
Andorra	Montenegro
Armenien	Norwegen
Aserbaidschan	Russland
Bosnien und Herzegowina	San Marino
Georgien	Schweiz
Island	Serbien
Liechtenstein	Ukraine
Moldawien	Vatikanstadt
	Weißrussland

Informatives findet man unter:

www.europa.eu

- Das Portal der Europäischen Union

-- Die EU im Überblick

--- Länder

Willi Wilczek

